

# Das Reich Tradom Nr. 2163

## Die Media-Ritter

von H. G. Francis

Auf den von Menschen bewohnten Planeten der Milchstraße schreibt man den April des Jahres 1312 Neuer Galaktischer Zeitrechnung - dies entspricht dem April 4899 alter Zeitrechnung. Nach erbitterten Kämpfen konnte die bedrohende Situation für die Terraner und ihre Verbündeten beseitigt werden. Starke Flotten der Terraner, Arkoniden und Posbis sichern das Sternenfenster ab, um weiteren Attacken des Reiches Tradom vorzubeugen. Auf beiden Seiten des Sternenfensters müsste die derzeitige Präsenz der Verbündeten ausreichen - jetzt ist das nächste Ziel, aktiv gegen die Herrscher der fremden Galaxis vorzugehen. Nur wenn sie gestürzt werden, können die Bewohner der Milchstraße in Sicherheit leben. Kampflos geben die nach wie vor unbekannten Herrscher des Reiches Tradom nicht auf. Immer wieder jagen sie die von ihnen unterdrückten Völker in neue Angriffe gegen die Terraner und ihre Verbündeten. Die können sich allerdings durchsetzen, und der Konquestor Trah Zebuck muss fliehen. Sein Ziel sind DIE MEDIA-RITTER...

Die Hauptpersonen des Romans:

Trah Zebuck	- Der Konquestor sucht sein Heil in einem letzten Kampf,
Roi Danton	- Der Sohn Perry Rhodans stellt einen Feind der Menschheit,
Gruzs Thran	- Der Valenter besitzt als Investigator umfangreiches Wissen,
Jobonne Jokogi	- Die Kechtin hofft auf die Story ihres Lebens,
Woj Ranassgo	- Die Kechtin wirkt als Media-Ritter,

1.

Geblendet schloss Gruzs Thran die Augen. Aber selbst dann hatte der Valenter das Gefühl, einem unerträglich hellen Licht ausgesetzt zu sein. Er legte die linke Hand über die Augen, während er mit der rechten den Boden auf der Suche nach seiner Brille abtastete. Es blitzte und krachte um ihn, und der Boden unter seinen Knien schien sich immer wieder aufzubeulen.

Beißender Rauch stieg ihm in die Atemwege. Verstört fragte sich der Valenter, warum die automatische Entlüftung nicht mehr arbeitete und weshalb der gellende Alarm nicht endlich verstummte. Offensichtlich war die TRAH BAR von einem schweren Treffer heimgesucht worden. Kein Wunder bei der derzeit tobenden Raumschlacht. Gruzs Thran hatte sie nicht direkt verfolgt. In den Tiefen des Kommandoschiffs leitete er das Zentrum für geheime Informationen. Normalerweise befand sich die Dienststelle auf Jontagu, nur zeitweise hielt sich Gruzs Thran in der TRAH BAR auf. So entging er der schädlichen Strahlung der AGLAZAR-Aggregate.

Er war nicht mehr weit von der Hauptleitzentrale entfernt. Hoffentlich wusste der Kommandant Rat. Hev Okarem war ein fähiger Cy'Valenter; er konnte hoffentlich den Untergang des Raumschiffes verhindern. Bis vor wenigen Sekunden hatte sich Gruzs Thran absolut sicher gefühlt. Jetzt kroch Angst in ihm hoch und blockierte seine Gedanken. Er konnte nur noch an die Brille denken, die er unbedingt benötigte, um seine Augen gegen das grelle Licht abzuschirmen. Doch in dem Chaos, das um ihn herum herrschte, fand er sie nicht.

Von der Decke waren Brocken des Verkleidungsmaterials gefallen und lagen nun über den Gang verstreut. Aus Rissen in den Wänden wallte Qualm hervor. Gruzs Thran schrie auf. Seine Angst steigerte sich zur Panik. Er fürchtete, den Verstand Zu verlieren. Dann endlich fand er die Brille, konnte sie aufsetzen und damit die Augen schützen. Vorsichtig richtete er sich auf. Erst jetzt wurde ihm bewusst, wie heiß es geworden war. Nicht weit von ihm entfernt stiegen kleine Rauchsäulen vom Boden auf, der Blasen warf und kurz davor stand, in Flammen aufzugehen. Eigentlich hätten Löschmittel von der Decke sprühen müssen. Mit Nanoteilchen angereicherte Cooler hätten die Hitze bekämpfen müssen. Davon war nichts zu bemerken.

Die automatischen Anlagen versagten, und das war ein schlimmes Zeichen. Das ist das Todesurteil für uns alle, schoss es dem Valenter durch den Kopf. Nicht nur für Trah Zebuck. Für ihn und die Angehörigen seiner Abteilung war es kein Geheimnis, dass der Konquestor um seine Existenz kämpfte. In letzter Zeit hatte dieser mehrere Niederlagen hinnehmen müssen. Nicht nur Gruzs Thran als Investigator wusste, dass Trah Zebuck zur Inquisition gerufen worden war. Dass er dieses Gespräch überlebt hatte, zeugte davon, dass der Inquisitor ihm eine letzte Chance eingeräumt hatte. Verlor Trah Zebuck nun auch noch die TRAH BAR, war sein Leben verspielt. Zumaldest war ihm Sivkadam sicher, wo ihn die Vollstreckung des Urteils erwartete oder eine "Begnadigung", die ein Leben in der Hölle bedeutete.

In den vergangenen Tagen hatte Gruzs Thran lange darüber nachgedacht, wie sich sein eigenes Schicksal wohl gestalten würde, wenn Trah Zebuck der Härte der Inquisition zum Opfer fiel. "Dann ist es aus mit uns", resümierte er. „Wir alle werden mit ihm von Anguelas Auge verstoßen!" Damit aber wollte er sich nicht abfinden. Er hatte seine Pflicht erfüllt. Er hatte sich aufgeopfert und aus Eigeninitiative mehr getan, als man von ihm verlangt hatte. Jetzt erwachte sein Überlebenswille. Er wollte sich nicht aufgeben. Thrans Aufgabe war es gewesen, Informationen für Trah Zebuck zu erfassen und zu sammeln. Er hatte sie konsequent erfüllt, sowohl in seinem Zentrum auf Jontagu als auch an Bord der TRAH BAR. Daher gab es wahrscheinlich keinen Valenter in der gesamten Galaxis, der über andere wichtige Flottenkommandanten so gut informiert war wie der Konquestor.

Trah Zebuck hatte mit dieser Abteilung ein eigenes Spionagezentrum besessen, das ihm alle nötigen Informationen zuleitete. Auf diese Weise hatten Gruzs Thran und seine Untergebenen mehr über jene Macht erfahren können, die aus der Galaxis jenseits des Sternenfensters kam, aus der so genannten Milchstraße. Unwillkürlich richteten sich Gruzs Thrans Blickte auf eine spiegelnde Fläche an der Wand. Die Hitze hatte ihm die Haare vom Kopf gesengt und die Nase schwollen lassen, so dass sie noch breiter war als gewöhnlich. Blut verklebte seine Stirn. Rasch wandte er den Kopf ab. Er wandte sich seinen aktuellen Problemen zu. So schnell wie möglich musste er die TRAH BAR verlassen. Irgendwo in der Nähe musste es ein Rettungsboot geben. Es musste ein raumfähiges Gerät vorhanden sein, mit dem er sich absetzen konnte.

Längst hatte er die Orientierung verloren; er wusste nicht einmal, ob die TRAH BAR sich mittlerweile auf der Flucht befand oder ob, sie sich dem Kampf stellte, so dass möglicherweise schon in der nächsten Sekunde mit einem weiteren, mit einem tödlichen Angriff zu rechnen war. Er hielt es für äußerst wahrscheinlich, dass der Feind nachfasste. Dieser hatte einen Wirkungstreffer erzielt und würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, der TRAH BAR den Todesstoß zu versetzen. Gruzs Thran wollte nicht warten, bis es zu spät war. Er raffte sich auf und rannte über den Gang. Er spürte die vom Boden aufsteigende Hitze und fühlte, wie der Bodenbelag unter seinen Füßen weich wurde. Immerhin konnte er jetzt sehen. Er war nicht mehr so geblendet wie zuvor, konnte sich orientieren.

Aus einem Wandschrank riss er ein Atemgerät, drückte es sich vor den Mund und fand gleich darauf den Weg zu einem der Hangars. Während er sich vorankämpfte, versuchte er, Verbindung mit seiner Abteilung aufzunehmen. Es gelang ihm zunächst nicht. Schließlich aber meldete sich doch einer seiner Mitarbeiter. "Mich hat es schlimm erwischt", teilte der Valenter stöhned mit. „Alle anderen sind tot, und ich werde es auch gleich sein."

„Nicht aufgeben, Mehan!“, rief der Investigator ihm zu. „Trah Zebuck braucht doch unsere Unterstützung. Kämpfe! Es ist deine Pflicht.“

„Zu spät“, antwortete der andere mit letzter Kraft. „Meine Verletzungen sind zu schwer. Die Strahlung hat mich zu hart getroffen. Da ist nichts mehr zu machen.“

Er brach zusammen, und sein Bild verschwand vom Monitor. Dafür erhielt Gruzs Thran einen Einblick in seine Abteilung. Mehan hatte sich nicht geirrt. Alle anderen Mitarbeiter waren tot. Die von den angeschlagenen AGLAZAR-Aggregaten ausgehende Strahlung hatte eine verheerende Wirkung entfaltet. Gruzs Thran fragte sich, weshalb er bislang verschont geblieben war. Er konnte nur vermuten, dass er sich im Moment des Treffers und der danach folgenden Strahlung in einem weitgehend geschützten Bereich aufgehalten hatte. Gänzlich unbeschadet war er allerdings nicht geblieben. Er ließ sich von den Aufnahmen nicht entmutigen und kämpfte sich weiter durch Rauch und über Trümmerstücke hinweg. Er musste es schaffen, die Peripherie zu erreichen und dort einen der Hangars.

Als das Schott auffuhr, erlitt der Valenter einen wahren Schock. Nur zwei Valenter hielten sich in dem Hangar auf - zwei lebende. Auf dem Boden lagen

allerdings die Leichen von sieben weiteren Besatzungsmitgliedern. Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand Trah Zebuck. Der Konquestor hatte seinen mit schwarzem Leder überzogenen und mit Waffen versehenen Sessel verlassen. Dieser schwebte einige Meter von ihm entfernt dicht über dem Boden. Der Konquestor hielt einen Degen in der rechten Hand, die wie alle sichtbaren Körperteile - von einem schwarzen, glänzenden Fell bedeckt war. Mit der Linken warf er einem Ingenieur eine seiner anderen beiden Fechtwaffen zu. "Kämpfe um dein Leben, Verräter!", forderte er.

Lediglich im Bereich des Gesichts besaß er kein schwarzes Fell. Hier zeigte sich eine lederartige, hellbraune Haut, die von tiefen Falten durchschnitten wurde. Die Augen waren groß und dunkel und sie schimmerten in einem Ausmaß bedrohlich, das Gruzs Thran einen Schauder der Furcht über den Rücken jagte. Zebucks Haltung ließ höchste Konzentration erkennen. Selbst im trüben Licht der partiell zerstörten Leuchtelemente des Hangars funkelten die' Zacken der Krone, die aus seinem Haupthaar hervorragte, als bestünden sie aus Diamanten. „Ich lasse keine Flucht zu!“, knurrte

Trah Zebuck. Bei einer ersten Attacke ließ der Konquestor den Degen aufblitzen. Der Ingenieur wich zurück, ging dann aber seinerseits zum Angriff über. Gruzs Thran staunte. Jetzt zeigte sich, dass er doch nicht alles über die Besatzungsmitglieder der TRAH BAR wusste, allen Forschungen zum Trotz. Er kannte den Di'Valenter, der jetzt gegen den Konquestor antrat, und er hatte ihn nie mit einer Waffe in der Hand trainieren sehen. Dagegen praktizierte Trah Zebuck häufig Konzentrationsübungen mit dem Degen, insbesondere gerne in der Zentrale. Umso irritierter war Gruzs Thran, wie geschickt der Ingenieur war. Trah Zebuck gab keinen Laut von sich. Er ließ nicht erkennen, ob er überrascht war, auf ernsten Widerstand zu stoßen. Sein durchtrainierter Körper bewegte sich schnell und geschmeidig. Er überragte seinen Gegner weit, und dabei wirkte er trotz seiner Größe beinahe hager.

Immer wieder wich er der zustoßenden Klinge aus, konnte jedoch nicht verhindern, dass sein aus grobem Stoff gewebter Overall an einigen Stellen aufgeschlitzt wurde. Plötzlich aber erlahmte der Eifer des Di'Valenters mitten im Kampf. Sein Gesicht wurde seltsam schlaff, und die Unterlippe sank nach unten. Für einen kurzen Moment schien er den Kontakt zur Realität verloren zu haben. Es schien, als habe er sich in sich selbst zurückgezogen, um über die letzte Phase des Kampfes nachzudenken. Der Konquestor nutzte seine Chance eiskalt. Er stieß seinem Gegner die Degen spitze durch die Stirn und tötete ihn auf diese Weise. „Gib mir den Degen!“, befahl er, ohne sich umzudrehen.

Gruzs Thran zuckte erschrocken zusammen. Er konnte kaum fassen, dass Trah Zebuck von seiner Anwesenheit im Hangar wusste. Besaß der Konquestor Augen auch am Hinterkopf? „Los doch! Worauf wartest du?“ Gruzs Thran eilte an seinem Vorgesetzten vorbei zu dem Toten hin, sank neben diesem auf die Knie und zog ihm den Degen aus der erschlafften Hand. Dabei fiel ihm ein roter Punkt in der Handfläche auf. Es war Blut. Ein winziger Dorn ragte aus dem Griff des Degens. Langsam versank er. Es war kein Kampf mit gleichen Chancen gewesen! Als Trah Zebuck erkannt hatte, dass er das Duell eventuell verlieren könnte, hatte er den Dorn herausspringen lassen, so dass sich sein Gegner verletzte. Kein Zweifel. Der Dorn war vergiftet gewesen und hatte die Reaktionsfähigkeit des Ingenieurs herabgesetzt.

Gruzs Thran konnte eine gewisse Erregung nicht verbergen. Er hatte das Geheimnis der Degen entdeckt! Schon vor Jahren hatte seine Abteilung herausgefunden, dass diese Waffen mehr waren, als auf den ersten Blick zu erkennen war. Es waren Meisterwerke in mehrfacher Hinsicht, und er vermutete, dass sich in ihnen noch mehr Geheimnisse verbargen als nur dieser Giftdorn. Mit unbewegtem Gesicht überreichte er den Degen an Trah Zebuck, der ihn wortlos entgegennahm. Dann ging er rasch zu seinem Sessel und setzte sich hinein. Gruzs fragte sich, warum der Konquestor in diesem Hangar war und nicht in der Hauptleitzentrale, wo gerade in einer solch kritischen Situation für das Raumschiff sein Platz war. Nur um einen Mann an der Flucht zu hindern? Der Valenter hütete sich, eine entsprechende Frage zu stellen. Ihm war klar, dass er sie nicht überlebt hätte.

Auf einmal verspürte er Angst. Er war kein mutiger Valenter, der in der Lage war, mit der Waffe in der Hand zu kämpfen. Er fürchtete sich davor, irgendwann in Ungnade zu fallen und einen Degen in die Hand nehmen zu müssen, um sich Trah Zebuck im Fechtkampf zu stellen. Seit Jahren verbrachte er seinen Dienst mit Forschungen und dem Sammeln von Informationen, der aktive Kampf hatte nie zu seiner Arbeit gehört. „Was ist passiert?“, fragte Gruzs Thran mit belegter Stimme. Er räusperte sich und hustete, um den zähen Schleim loszuwerden, der sich in seinen Bronchien festgesetzt hatte. Erschrocken blickte er Trah Zebuck an. Es stand ihm nicht zu, ihn von sich aus anzusprechen. Doch der Konquestor bestrafe ihn nicht. „Wie ich dich einschätze, ist dir nicht entgangen, dass wir getroffen worden sind“, sagte er im Ton beifender Ironie, während er zum Schott hinausschwebte. „Einem Offizier mit deinen Fähigkeiten dürfte klar sein, dass die TRAH BAR verloren ist. Wir versuchen zurzeit, dem Feind zu entkommen. Sobald wir uns von ihm abgesetzt haben, werden wir dass Schiff verlassen.“ Der Konquestor beschleunigte und verschwand in dem dichten Qualm, der den Gang erfüllte.

Gruzs Thran blickte hinter ihm her, bis er ihn nicht mehr sehen konnte. Die Worte klangen in ihm nach. Es gab viele Fragen, die ihn beschäftigten. Zunächst befasste er sich mit einem Ereignis, das selbst ihn überrascht hatte und das ein neues Licht auf die Persönlichkeit des Konquestors warf. Rasch kehrte er zu dem getöteten Ingenieur zurück und untersuchte dessen Hand. Der Einstich war deutlich zu erkennen, und als er seinen Daumen auf die umgebende Haut presste, quollen einige seltsam helle Blutstropfen aus der Wunde hervor. „Keiner deiner Gegner konnte im Fechtkampf gegen dich bestehen“, sagte er leise. „Wen du im Kampf nicht besiegen kannst, erledigst du mit einem solchen Trick. Du bist tatsächlich unbe siegbar.“

Plötzlich wurde dem Valenter klar, was der Konquestor im Hangar gesucht hatte. Er hatte die Absicht gehabt, von Bord zu gehen, um sein für das Reich Tradom äußerst wertvolles Leben zu retten. Etwas hatte ihn dabei gestört und von seinem Plan abgebracht. Kaum vorstellbar war, dass sich ihm der mittlerweile getötete Ingenieur in den Weg gestellt und ihn daran gehindert hatte, die TRAH BAR zu verlassen. Wahrscheinlicher waren technische Schwierigkeiten an den Beibooten, die der Ingenieur nicht schnell genug hatte ausräumen können. Im Schiff war es ruhiger geworden. Es gab kaum noch Erschütterungen. Die Alarmsirene war verstummt. Leichte Vibrationen machten deutlich, dass die TRAH BAR Fahrt aufgenommen hatte und nun mit vielfacher Lichtgeschwindigkeit durch den Hyperraum raste. Ganz konnte die Hauptzentrale also nicht zerstört worden sein. Vielleicht hatte der Kommandant wieder das Kommando übernommen. Wenn die TRAH BAR die Flucht angetreten hatte, bedeutete das zugleich, dass sie ihren Feinden entkommen war. Schließlich war sie unvergleichlich schneller als diese.

Gruzs Thran atmete auf. Die größte Gefahr schien vorbei zu sein. Vielleicht gab es doch eine Rettung für den ungeheuren Schatz an Wissen und Informationen, den seine Abteilung in den letzten Jahren zusammengetragen hatte. Während der Di'Valenter sich fragte, wie es nun weitergehen sollte, erinnerte er sich an eine Information, die von seiner Abteilung erarbeitet worden war. In älteren Sternenkatalogen hatte sie eine einzigartige Welt entdeckt. Sie wurde in den zurzeit gültigen Sternkarten aufgeführt, jedoch als irrelevant eingestuft, weil das betreffende Sonnensystem aus einem nicht bekannten Grund irrtümlich als System ohne bewohnbare Planeten klassifiziert worden war. Es gab nur eine Möglichkeit für Trah Zebuck, diese Situation - und damit den Zorn der Inquisition - zu überleben. Er musste verschwinden, bis sich die Inquisition beruhigt hatte und sich bewusst geworden war, dass ein lebender Trah Zebuck wertvoller war als ein toter. Immerhin galt der Konquestor als hervorragender Flottenkommandeur. Es war schwer vorstellbar, dass die Inquisition einen Mann mit seinen Fähigkeiten so ohne weiteres aussortierte.

Die verborgene Welt bot Trah Zebuck eine einmalige Gelegenheit. Es gab nur ein Problem: Der Konquestor konnte sich nicht leisten, dass ihn allzu viele Überlebende der TRAH BAR dorthin begleiteten. Die Gefahr, dass einer von ihnen diese Welt irgendwann wieder verließ und Kontakt mit der Inquisition aufnahm, war zu groß. In Konsequenz bedeutete dies... Gruzs Thran würgte. Ihm wurde schlecht, und er wusste nicht, ob der beißende Qualm und die Strahlung die Ursache dafür waren. Oder war es der zweifellos vorhandene Plan des Konquestors, möglichst viele Besatzungsmitglieder sterben zu lassen? Sicher schien nur eines zu sein: Die weitgehend zerstörte TRAH BAR befand sich auf dem Kurs zu dem Sonnensystem, in dem es angeblich keinen bewohnbaren Planeten gab. Mit letzter Kraft wollte sich Trah Zebuck dorthin retten. Diese Welt kam ihm gerade recht.

Respektvoll blieb Woj Ranassgo vor dem Wassergraben stehen. Bevor sie mit der Hand über das Legerhorn strich, das von dem Ast eines Baumes hing, überzeugte sie sich davon, dass die Kameras an ihrer Brille eingeschaltet waren. Die Geste war ihr längst in Fleisch und Blut übergegangen. Kaum etwas war wichtiger, als jederzeit bereit für Aufnahmen zu sein. Mutter hätte kein Verständnis dafür gehabt, wenn sie sich eine günstige Gelegenheit hätte entgehen lassen. Woj blickte kurz auf den winzigen Monitor an ihrer Brille. Alles war in Ordnung. Nahm sie etwas auf, was sich später nicht verwerten ließ, spielte dies keine Rolle. Das Speichermedium ließ sich löschen und stand dann für neue Aufnahmen zur Verfügung. Ein farbenprächtiger Vogel, nicht größer als ihre Faust, flatterte aus dem Geäst herab und setzte sich auf das röhrenförmige Horn. Er neigte den Kopf zur Seite und blickte sie forschend an.

„Melde mich Jobonne Jokogi,“ bat sie. „Ich habe eine wichtige Information für sie.“ Der Vogel pickte kurz mit dem Schnabel gegen das Horn, wobei er ein helles Klingen erzeugte. Dann erhob er sich, flatterte zu dem vom Wassergraben eingefassten Hügel hinüber und verschwand in einer der beiden Öffnungen

in dem nasenförmig vorspringenden Gebilde am Eingang. Der mit Gras, Blumen und Büschen bewachsene Hügel war etwa fünf Meter hoch. Er war in seinem Inneren hohl und bot viel Wohnraum für die Schwester und ihren Gefährten. Zwei schimmernde und schillernde Kristallscheiben auf der grünen Fläche wirkten wie große, geheimnisvolle Augen, und der düstere Eingang darunter sah aus wie ein weit geöffneter Mund. Woj wartete geduldig. Angesichts des in ihren Augen prächtigen Baus kamen Neidgefühle in ihr auf. Schon lange träumte sie davon, irgendwann einmal in so einem Gebäude wohnen und leben zu können. Doch sie wusste, dass ihr ein derartiges Glück nie widerfahren würde, wenn sie ihr Leben nicht änderte. Sie wollte selbstständiger werden. Doch das war nicht so leicht. Allein der Gedanke an Veränderungen weckte schon Unbehagen. Wenn sie neue Schritte wagte, musste sie äußerst behutsam vorgehen, um nicht das Missfallen Mutters zu erregen. Mutter wollte, dass alles so blieb, wie es war und wie es sich seit Urzeiten bewährt hatte.

Der Vogel kehrte zurück, sank flatternd auf das Horn zu und pickte erneut mit dem Schnabel dagegen. Dieses Mal erzeugte er einen Ton, der deutlich dunkler war als jener zuvor. Damit signalisierte er Woj, dass sie willkommen war. Sie setzte mit einem Sprung über den Wasserraben, der etwa doppelt so breit war, wie nötig gewesen wäre, um die Geister vom Haus abzuhalten. Jobonne unternahm nichts, was den Zorn der Geister hätte erregen können. Vielleicht tat sie ein wenig mehr, als erforderlich gewesen wäre, um sie auf Distanz zu halten. Dabei wusste jeder, dass schon ein dünnes Rinnsal ausreichte, um den Geistern ein wirksames Hindernis in den Weg zu stellen. Sie konnten Wasser einfach nicht überwinden. Sie glitten wie Nebelschleier über den Erdboden hinweg, bis sie auf eine Wasserbarriere stießen. Danach suchten sie sich einen anderen Weg.

Woj zweifelte an der allumfassenden Macht der Geister. Tief in ihrem Inneren war sie davon überzeugt, dass es sie gab und dass sie Einfluss auf viele Bereiche des Lebens nehmen konnten. Aber auf alle? Der Graben um ihre Wohnstatt war schmäler als der Jobonnes. An diesem Morgen war ihr aufgefallen, dass an einer Stelle Sand hineingeraten war, so dass die Wasserlinie unterbrochen worden war. Es beunruhigte sie ein wenig, hatte sie jedoch nicht veranlasst, sofort etwas dagegen zu unternehmen. So rasch würden die Geister schon nicht merken, dass eine Brücke entstanden war, über die sie Unheil zu ihr hintragen konnten. Sie blickte zum grünen Himmel hinauf. Es war bereits spät an diesem Tag, so dass sie die drei Monde Kechtas sehen konnte. Als kein gutes Zeichen erschien ihr, wie dicht alle drei Trabanten beieinander standen.

Jobonne Jokogi trat aus dem Hügel hervor und blieb vor dem Eingang stehen. Erst jetzt wagte Woj, näher an den Hügel heranzugehen und mit „Klick“ zu sprechen, wie man Jobonne auch nannte. „Was führt dich zu mir?“, fragte Klick. Jobonne gehörte ebenso wie Woj demselben Media-Clan an, stand in der Hierarchie aber weit über ihr. Die Media-Ritterin hatte viel für den Clan getan und stand bei allen Mitgliedern in höchstem Ansehen. Dazu hatte vor allem beigetragen, dass ihr in den vergangenen Jahren mehrere Sendungen gelungen waren, während Woj in dieser Hinsicht bislang auf keinen einzigen Erfolg verweisen konnte. Umso mehr kämpfte sie darum, endlich den Durchbruch zu schaffen und zu beweisen, dass sie den Ansprüchen des Clans genügte. Sie war ehrgeizig, wollte nach oben. Dabei war sie bereits einige Male ermahnt worden, sich an die Traditionen zu halten. Ihr Ehrgeiz erweckte den Neid der anderen. „Ein Skandal“, antwortete Woj. „Na, na, du übertreibst“, dämpfte Jo bonne ihren Eifer. Wegen ihrer Leidenschaft, buchstäblich alles im Bild festzuhalten, war sie mit ihrem Ehrennamen „Klick“ versehen worden.

„Ich mag es kaum aussprechen.“ Die Besucherin wischte den Blicken Jobonnes scheu aus. „Es ist scheußlich. Eigentlich unaussprechlich.“ Mit ihren leicht schräg, stehenden, senkrecht ovalen Augen, deren Licht je nach Sonnenstand von Grün über Beige bis zu einem intensiven Braun wechseln konnte, war Jobonne eine ausgesprochen schöne Kechtin. Ihr Backenbart aus langen, seidig schimmernden, beinahe weißen Haaren, die in einem lebhaften Kontrast zu der tiefroten Nase mit den türkisfarbenen Nasenflügeln standen, weckten Neid und Eifersucht in Woj. Sie wäre froh gewesen, wenn sie selbst mehr als drei oder vier lange Haare an den Wangen gehabt hätte! Die scharf gekrümmten, gelblichen Zähne, die deutlich zwischen den blassen Lippen hervorragten, entsprachen in vollkommener Weise dem Schönheitsideal Kechtas.

Was spielte es da für eine Rolle, dass Klicks Arme ein wenig mehr mit schwarzen Warzen bedeckt waren, als es bei anderen Kechtinnen ihres Alters der Fall war? Sie gehörte eben nicht zu jenen Modenärrinnen, die sich die Warzen entfernen ließen, weil sich weiße, glatte Arme zurzeit höchster Beliebtheit erfreuten. Dafür hatte sie besonders schöne Ohren mit schlaffen, bis beinahe auf die Schultern hängenden Ohrläppchen und von vielen Ringen durchlöcherten, spitz aufragenden Ohrmuscheln. Kechten verfügten über drei Beine, von denen das mittlere beinahe in der Leibesmitte lag. Solange die Zeit nicht drängte, schritten sie auf zwei Beinen, wobei das mittlere Bein leicht hin und her pendelte und für die richtige Balance sorgte. Wollten sie ihre Geschwindigkeit erhöhen, ließen sie sich nach vorn fallen, kralten die scharfen Zehen am Fuß ihres mittleren Beines in den Boden, zogen sich auf diese Weise kräftig nach vorn, so dass sich ihr Gewicht verlagerte.

Sobald es schien, als müssten sie auf ihren von filigranen, blütenartigen Auswüchsen überdeckten Oberkörper fallen, stießen sie sich kräftig mit dem mittleren Bein ab, das sie teleskopartig zu strecken vermochten, schwangen gleichzeitig die beiden hinteren Beine weit nach vorn, um sich danach mit ihnen abzustoßen. Auf diese Weise erreichten sie ein Tempo, mit dem sie jedem anderen Lebewesen auf dem Planeten überlegen waren. Selbst die ungemein schnellen Antilopen aus der Ebene der Sieben Werteigkeiten waren nicht in der Lage, ihnen über eine längere Strecke hinweg zu folgen. „Non wem redest du?“, fragte Klick, zwischen Neugier und Ablehnung schwankend. Sie konnte sich offenbar nicht vorstellen, dass Woj tatsächlich etwas herausgefunden hatte, was eine so hohe Aufmerksamkeit verdiente. „Ich habe nicht viel Zeit. Also - heraus damit!“

Kechten waren leidenschaftliche Konsumenten, und das zu jeder Sekunde des Tages. Jeder Arbeitsplatz war multimedial ausgestattet. Jeder hatte seine Media-Brille buchstäblich Tag und Nacht auf dem Kopf, um sich auf keinen Fall etwas entgehen zu lassen. Das intime Leben des Nachbarn konnte ebenso Programm werden wie der Amoklauf eines Kechten, der durchdrehte. Eine Opposition gegen die uferlose mediale Rundumversorgung gab es nicht. Kechten waren von Natur aus neugierig. Zugleich hatten sie das Bedürfnis, sich selbst zu präsentieren und die eigenen Qualitäten in buchstäblich jeder Hinsicht herauszustreichen. Illegale Machenschaften konnte sich niemand leisten, egal ob er sich als Dieb, Erpresser, Vergewaltiger, Betrüger oder sonst irgendwie versuchen wollte. Jeder Schritt, jedes Gespräch, alles war öffentlich und wurde aufgezeichnet. Die Mütter entschieden allerdings, was gesendet wurde. Allein wären die Mütter allerdings niemals in der Lage gewesen, rund um die Uhr alles zu sichten, was aufgezeichnet wurde. Daher übernahmen Gruppen aus den Clans die Hauptarbeit, während die Mütter nur noch das bereits ausgetilgte Material begutachteten. „Durch einen Zufall habe ich entdeckt, dass Elaisse und zwei andere Frauen, deren Namen ich noch nicht kenne, gemeinsam essen“, platzte Woj heraus. Jobonne Jokogi war so schockiert, dass es ihr die Sprache verschlug. Kechten aßen immer und unter allen Umständen allein. „Das ist nicht alles“, fuhr Woj nun fort. „Obwohl noch lange nicht Alyshia ist, essen sie Fleisch!“

„Ist... ist... ist das wahr?“, stammelte Jobonne. Woj nahm ein kleines Messer aus der Tasche, ritzte ihre Haut an der Oberseite ihrer linken Hand, so dass einige Blutstropfen austraten. Sie drehte die Hand und ließ das Blut auf den sandigen Boden fallen. Die bei den Frauen beugten sich nach vorn und beobachteten, wie der rote Lebenssaft bis auf winzige, kaum erkennbare Spuren im Boden verschwand. Das genügte als Beweis. Jobonne war davon überzeugt, dass der Boden das Blut nie in sich aufgenommen hätte, wenn Woj die Unwahrheit gesagt hätte. Das Wort Wahrheit in der kechtischen Sprache setzte sich aus Erde und Blut zusammen. „Lass mir etwas Zeit“, bat sie sichtlich erschüttert. „Ich muss darüber nachdenken. Notfalls muss ich mit Mutter reden.“ „Sie nennen es soziobiologische Forschung“, berichtete Woj weiter. „Aber in meinen Augen ist es eine Schande, was sie treiben. Es gehört sich nicht für Media-Ritter.“

2.

Trah Zebuck hatte ausgespielt. Davon war man an Bord der TRAJAN des 2500 Meter durchmessenden Ultrariesen der GALAXIS-Klasse, überzeugt. Die TRAH BAR war stark beschädigt. Das so genannte Affengiftgeschütz der TRAJAN hatte in der Schlacht am Sternenfenster zwar keinen Volltreffer mehr durch den Paradimpanzer gebracht. Dennoch war sicher, dass ein Teil der Energie durchgeschlagen und ihre zerstörerische Wirkung im Inneren des Katamaran entfaltet hatte. Die Tatsache, dass der Katamaran im Hyperraum auf nicht mehr als 15 Millionen Überlicht brachte, war ein deutliches Zeichen. Trotz dieser relativ geringen Fluchtgeschwindigkeit war es der TRAJAN als einzigm Raumenschiff gelungen, Trah Zebuck zu folgen. Der Zufall, der dazu geführt hatte, war von Kommandant Oberst Tom Abertin und Roi Danton zu ihrem Vorteil genutzt worden.

Mittlerweile hatte der Aktivatorträger das Oberkommando über die TRAJAN übernommen. Obwohl er als Oberstleutnant der Neuen USO vom militärischen Rang her niedriger eingestuft war als Oberst Abertin, erhob dieser keinen Einspruch. Als Unsterblicher verfügte Danton über weitaus mehr Erfahrung als er, darüber hinaus war er der Stellvertreter Monkeys. „Wir bleiben dran“, sagte Roi. Er wechselte einen kurzen Blick mit Oberst Abertin. Mit ihm war sich der Sohn Perry Rhodans auch ohne viele Worte einig. Ihr Ziel musste sein, Trah Zebuck lebend in die Hände zu bekommen. Gelang es ihnen, den Konquistor zu

verhören, bedeutete dies aller Voraussicht nach einen wichtigen Schritt in Richtung Sturz der Inquisition.

Wie die Gefangennahme des Konquestors in der Praxis allerdings aussehen sollte, davon hatten beide vorläufig nicht die geringste Vorstellung. Obwohl die TRAB BAR schwerste Treffer hatte hinnehmen müssen, war sie nach wie vor eine fliegende Festung. In den beinahe 18 Stunden bei der Verfolgung legte die TRAJAN mehr als dreißigtausend Lichtjahre im Hyperraum zurück. Dabei wurde es immer schwieriger, in der Nähe der TRAH BAR zu bleiben. Der Flüchtende erreichte zwar keine hohe Geschwindigkeit, doch waren die einzelnen Flugphasen durch derart starke Schwankungen in der Geschwindigkeit charakterisiert, dass er zu entkommen drohte. Als die TRAH BAR nach 18 Stunden Flug abrupt den Hyperraum verließ, schoss die TRAJAN über den betreffenden Bereich hinaus, so dass sie sich plötzlich ein halbes Lichtjahr vor dem Verfolgten befand.

Trah Zebucks Kommandoschiff hatte ein kleines Sonnensystem erreicht. Wie der Sternenkatalog, den die Terraner längst besaßen, zur Auskunft gab, besaß dieses System keine bewohnbaren Planeten. Keiner in der Hauptleitzentrale glaubte, dass das Schiff dort bleiben würde. Alle bereiteten sich auf die äußerst kritische Situation vor, die entstehen würde, wenn der Konquestor seinen Vorsprung nutzte, um nochmals in den Hyperraum zu wechseln. Danach bestanden nur geringe Chancen, ihm auch weiterhin auf den Fersen bleiben zu können.

Als die TRAH BAR das Kechtau-System erreicht hatte, ließ der nur noch mit Ausfällen funktionierende Bordrechner den Katamar in unmittelbarer Nähe eines Planeten in den Normalraum zurückfallen. Eines der AGLAZAR-Aggregate war so schwer beschädigt, dass ungeheure Strahlenschauer durch den Raumer rasten. So stark, dass nicht einmal Zebucks persönlicher Rudimentsoldat den Konquestor mehr vollständig zu schützen vermochte. Gruzs Thran, der mittlerweile einen Schutanzug angelegt hatte, folgte Trah Zebuck in respektvollem Abstand. Seine Atembeschwerden und eine Schwäche in den Beinen machten dem Valenter deutlich, dass er von der Strahlung schwer getroffen worden war. Er fragte sich, wie es den anderen Besatzungsmitgliedern ergangen sein mochte. Vermutlich gab es in Triebwerksnähe keinen einzigen Überlebenden, denn dort war die Strahlung am intensivsten gewesen.

Durch Schwaden dichten Qualms hindurch beobachtete er, wie sich der Konquestor stöhned und ächzend an die Krone griff. Dann riss er sich einen der Zacken nach dem anderen ab und schleuderte sie von sich. Irritiert stellte Gruzs Thran fest, wie lang die Zacken waren; sie wirkten fast wie Messer. Anscheinend waren sie so heiß geworden, dass sie den Kopf des Kommandanten gefährdeten. Gruzs Thran glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Anscheinend handelte es sich bei den Zacken um Waffen. Dass Trah Zebuck sie von sich schleuderte, war eine wahre Überraschung und zeigte deutlich, dass er massive Schwierigkeiten hatte. Nun verschwand der Konquestor hinter dichten Rauchschwaden in der Hauptleitzentrale.

Erst jetzt wurde Thran sich bewusst, dass die Instrumente seines Schutanzuges Alarm schlugen. Sie warnten vor den Strahlenschauern, die in ihrer Intensität vermindert, jedoch nicht vollständig abgehalten werden konnten. Er spürte, wie ihm heiß wurde. Zäher Schleim füllte seine Atemwege, den er trotz heftiger Hustenanfälle nicht entfernen konnte. Er benötigte Medikamente. Schwere Schläge erschütterten die TRAH BAR. Der Investigator blieb für einen kurzen Moment stehen und horchte. Danach war er sicher, dass die Geräusche ihren Ursprung im Triebwerksbereich hatten. Das bedeutete, dass der Katamar keine weiteren Treffer erhalten, sondern dass seine Zerstörung von innen heraus begonnen hatte.

Er kämpfte sich zu einem Sonderfach am Eingang der Hauptleitzentrale vor, öffnete es und entnahm ihm eine Medikamentenkapsel, um sie zwischen die Zähne zu nehmen und zu zerbeißen. Eine bittere Flüssigkeit lief über seine Zunge. Sie schmeckte abscheulich. An dem offenen Schott zur Zentrale verharrte er. Trah Zebuck schwebte mit seinem Sessel vor den Instrumenten, die normalerweise vom Piloten bedient wurden. Die meisten der Monitore waren erloschen. Auf den wenigen, die noch funktionierten, waren die Kursänderungen zu erkennen, die der Konquestor vorgenommen hatte. Sie waren zugleich ein weiterer Beweis für sein ungewöhnliches Können. Gruzs Thran konnte sich nicht vorstellen, dass ein anderer unter den gegebenen Umständen noch in der Lage gewesen wäre, der TRAH BAR seinen Willen aufzuzwingen.

In den Sesseln lagen die Leichen der Di' Valenter, die zur Schiffsleitung gehört hatten. Auf dem Boden erkannte er die verkrümmte Gestalt des Kommandanten. Gruzs Thran blickte auf einen der letzten noch funktionierenden Monitore. Auf ihm zeichnete sich allzu deutlich ab, dass sich die TRAH BAR einem Planeten näherte. Im ersten Augenblick glaubte er an einen Zoom-Effekt, doch dann erfasste er, dass der Katamar abstürzte. In wenigen Minuten würde er die Lufthülle des Planeten erreichen. Die äußeren Bereiche des Raumers würden sich erhitzten, bis sie wegplatzten. Der Rest würde die Atmosphäre durchschlagen und irgendwo auf dem Planeten zertrümmert werden. Vergeblich versuchte Trah Zebuck, die Reservetriebwerke zu mobilisieren oder den Katamar mit anderen Mitteln abzufangen. Schon begannen die Bilder auf den Monitoren zu flimmern - ein deutliches Zeichen dafür, dass die TRAH BAR die Lufthülle des Planeten erreicht hatte. Gruzs Thran spürte, wie sich sein Magen verkrampfte.

Woj verriet niemandem von ihrem Media-Clan, was sie entdeckt hatte. Allein Jobonne Jokogi hatte sie sich anvertraut. Eigentlich hatte sie gar keine andere Wahl. Jobonne stand in der Hierarchie des Clans über ihr, so dass kein Weg an ihr vorbeiführte. Glücklicherweise war Verlass auf sie, so dass Wojhoffen konnte, mit ihrer Hilfe einen Bericht bis zu einem Fernsehsender durchzubringen. Wie viele Anläufe hatte sie schon unternommen! Alle waren vergeblich gewesen. Dabei hatte sie Jobonne jedes Mal den nötigen Tribut gegeben - mal ein paar Goldstücke, eine Uhr oder einen Ring. Alles Dinge, die sie sich buchstäblich vom Mund abgespart hatte. Nun stützten sich ihre ganzen Erwartungen erneut auf Klick.

Woj zog sich in den flachen Erdhügel zurück, in dem sie mit vier anderen jungen Frauen wohnte. Das Innere war geräumig, jedoch kärglich eingerichtet. Es enthielt vier Kammer zum Schlafen, verfügte über eine gemeinsame Toilette für alle und einen abgetrennten Waschraum. Im Zentrum stand ein großer Tisch, der mit einem großen Fernseher und drei weiteren, kleinen Monitoren versehen war. Dazu gehörten vier Sitzmöbel und eine Reihe von Gebrauchsgegenständen, wie sie für den einfachen Haushalt benötigt wurden. Alles in allem war es die Wohnstatt von ärmlichen Kechten.

Als Woj die kleine Kabine betrat, um etwas zu essen, musste sie an Jobonne denken. Diese wohnte mit ihrem Gefährten Ostrug Magaga allein in ihrem Wohnhügel. Von verschiedener Seite hatte sie gehört, dass es da innen erheblich komfortabler aussah als bei ihr und ihren Mitbewohnerinnen. Sie schwor sich, alles Mögliche zu unternehmen, um in absehbarer Zukunft ebenfalls zu einem eigenen Hügel zu kommen und dort allein oder mit einem Lebenspartner zu wohnen. Obwohl sie sicher war, dass ihr niemand folgen würde, schloss sie die Tür sorgfältig hinter sich, um danach allein und von niemandem beobachtet zu essen. Kechten aßen grundsätzlich allein. Essen war ein so intimer Vorgang, dass Gesellschaft dabei völlig unvorstellbar war.

Bis vor wenigen Tagen wäre Woj überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, dass eine Frau irgendjemanden in ihrer Nähe dulden würde, wenn sie etwas zu sich nahm. Doch dann hatte sie durch einen Zufall beobachtet, dass die ihr gut bekannte Modedesignerin Elaisse mit zwei Frauen zugleich in einer Kabine verschwand. Das hatte ihre Neugier geweckt. Zunächst war sie - wie es Tradition, Sitte und Anstand erforderten in angemessener Entfernung von der Kabine geblieben. Dann aber hatte sie ihren inneren Widerstand überwunden, war näher herangeschlichen und hatte eine Stabkamera durch einen winzigen Spalt in der Tür geschoben, um einen Blick in die Kabine zu werfen. Danach war ihr schlecht geworden. Woj hatte sich zurückgezogen, um sich zu erholen. Ihr hatte sich ein haarsträubender Anblick geboten. Er war zu viel für sie gewesen.

Erst als es ihr wieder ein wenig besser ging, war ihr bewusst geworden, dass sie eine Aufzeichnung davon gemacht hatte. Ein gefährlicher Fehler. Sie hatte nicht das Recht, dies ohne die Zustimmung Jobonnes zu tun. Um die Geister nicht aufmerksam werden zu lassen, hatte sie sich die Bilder nicht angesehen, sondern sofort gelöscht. Eine derartige Reaktion erwartete Mutter ganz einfach von ihr. Jetzt hoffte sie, dass sie sich tatsächlich auf Jobonne verlassen konnte, dass diese nicht versuchte, ihr die Entdeckung wegzunehmen. Woj war ein hohes Risiko eingegangen, als sie Jobonne eingeweiht hatte. Eine andere Möglichkeit hatte sie jedoch nicht gehabt.

Die Kechten lebten in einer von Traditionen geprägten, erzkonservativen Gesellschaft, die sich gegen jede Veränderung wehrte. Neue Gedanken und Ideen wurden als revolutionär empfunden und bekämpft. Veränderungen waren kein Fortschritt, sondern gefährdeten die Traditionen und alles, was sich bewährt hatte. Die jahrtausende alte Weisheit Kechtas war eine Weisheit zur Erhaltung und Bewahrung des Grundlegenden. Es war eine Weisheit, die das Neue weitgehend ausschloss. So waren die meisten der aktuellen technischen Einrichtungen schon vor vielen Jahrtausenden entwickelt und seitdem nie mehr verbessert worden. Mutter sorgte mit strenger Hand dafür, dass die bestehenden Regeln eingehalten wurden. Und nicht nur sie. Es waren ebenso die zahllosen Kameras, die es überall in den Städten und Siedlungen gab, die sogar mitten in der Natur des Planeten montiert worden waren und eine ständige Überwachung ermöglichten.

Woj war ihrer Pflicht nachgekommen und hatte Jobonne informiert. Klick nahm einige der Aufgaben Mutters wahr. Dazu gehörte, Vorentscheidungen zu treffen und Mutter auf diese Weise zu entlasten. Nur in ganz schwierigen Fällen schaltete sie Mutter direkt ein. Nachdem sie gegessen und sich ein wenig

ausgeruht hatte, bat sie Jobonne erneut um ein Gespräch. Woj ging zu einem annähernd hundert Meter hohen Hügel, einem der gewaltigsten Gebäude der ganzen Stadt. Er war am Rande der Innenstadt errichtet worden und beherbergte einige der höchsten Würdenträger, die in der Hierarchie Mutter recht nahe waren.

Woj wartete, bis Jobonne endlich erschien. Klick kam auf einem Einrad, das sie mit beachtlicher Geschwindigkeit, jedoch einiger Mühe über die Betonbahnen bewegte. Der Untergrund war uneben und voller Löcher, und das Rad an dem Gerät war klein und schmal, so dass einiges Geschick dazu gehörte, die Balance zu halten. Woj erinnerte sich voller Unbehagen daran, dass sie vor einiger Zeit vorgeschlagen hatte, größere, breitere und vor allem mit flacher Lauffläche versehene Räder für die Einräder zu verwenden, damit sie nicht auf jedes kleine Hindernis reagierten und die Gefahr des seitlichen Kippens geringer wurde. Heimlich hatte sie einige Experimente gemacht und dabei festgestellt, dass die Vorteile einer solchen Änderung immens waren. Doch es waren Änderungen. Sie war mit ihrem Vorschlag noch nicht einmal bis in die Nähe Mutters gekommen. Tatsächlich war sie bereits an Jobonne gescheitert.

Einräder gab es in der vorliegenden Form schon seit vielen Jahrhunderten. Niemals hatte man in dieser Zeit einen Grund dafür gesehen, etwas daran zu ändern. Wenn die kleinen Räder auf zu weichem Untergrund einsanken konnte man eben nicht mehr mit dem Einrad weiterfahren, sondern musste gehen. So war es immer schon gewesen. Und nun hatte sie es gewagt, eine technische Lösung vorzulegen, die eine Verbesserung darstellte. Jobonne hatte ihren Vorschlag abgeschmettert und ihr geraten, nicht einmal daran zu denken, wenn sie nicht ihre Zukunft aufs Spiel setzen wollte. Man stellte sich nicht gegen die Traditionen! Jobonne rollte heran und sprang unmittelbar vor dem Wassergraben vom Einrad, das sie danach an einem Baum abstellte. Mit einem weiten Schritt ihres Druckbeines überwand sie das Wasser, das den hohen Zentrumshügel schützend umgab.

„Ich habe Elaisse eben gesehen“, berichtete Woj. „Sie ist jetzt in ihrem Haus. Mit ihren bei den Freundinnen.“ Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Scheinwerfer an den verschiedenen Gebäuden strahlten die kristallinen Scheiben an den Hügeln an. Von dort reflektierte das Licht in tausendfachen Strahlen, die sich mit denen von anderen Hügeln vereinigten und auf diese Weise die ganze Stadt mit ihren grasbewachsenen Hügeln erhellt. Von Westen her wehte eine leichte Brise, die dichte Pollenwolken herantrug und die Luft wie bläulicher Nebel erfüllte. Der Geruch war süßlich, erinnerte an Fleisch und Blut und rief Unbehagen hervor.

Wortlos schnellten sich die beiden Frauen auf ihren drei Beinen zu dem bezeichneten Gebäude hinüber. Trotz ihrer Körpermasse bewegten sie sich leicht und lautlos. Sie setzten über den Wassergraben hinweg, ermahnten sich dann gegenseitig, leise zu sein. Das Jagdfieber hatte sie gepackt. Wo Kechten die Möglichkeit hatten, Einblick in das Leben anderer zu gewinnen, da nutzten sie ihre Chance. Das war schon immer so gewesen, und kein Kechte störte sich daran. Im Gegenteil. Nicht beachtet und beobachtet zu werden war eher beleidigend und frustrierend, bedeutete es doch, dass man als farblose und uninteressante Persönlichkeit angesehen wurde.

Je mehr ein Kechte ins Licht der Öffentlichkeit geriet, umso höher wuchs sein Ansehen. Je mehr er von den Kameras erfasst wurde, je öfter Bilder von ihm und seinem Leben von den verschiedenen Fernsehanstalten der Clans ausgestrahlt wurden, desto geschmeichelte er sich, und umso höher stieg er im Ansehen anderer. Wer in dieser Weise beachtet wurde, galt als interessante Persönlichkeit. Für viele andere Zivilisationen hätte sich wohl die Gefahr der Eintönigkeit ergeben. Wenn alles und jedes gefilmt und gesendet wurde, verlor sich das Interesse an dem stets gleichen Geschehen. Nicht so bei den Kechten. Sie lebten in einer Gesellschaft, in der sich so gut wie nie etwas veränderte. Also empfanden sie ein besonders Vergnügen daran, Banalitäten zu beobachten.

Was Woj entdeckt hatte, fiel aus dem Rahmen. Es war so ungewöhnlich, dass es auf totale Ablehnung stoßen konnte. Kechten waren Vegetarier, die zehn Monate im Jahr ausschließlich pflanzliche Nahrung zu sich nahmen. Lediglich im elften Monat des Jahres - im Alyshia war es erlaubt, Fleisch zu essen. Diese Ausnahme wurde dann mit großer Begeisterung wahrgenommen. Es war der Monat, in dem die Kechten aus den Städten in die Wildnis hinauszogen, um Wild zu jagen.

Nun fühlte sich Jobonne Jokogi herausgefordert. Woj war auf ein Ereignis gestoßen, das höchste Aufmerksamkeit verlangte. Wenn es tatsächlich gelang, die bekannte Designerin Elaisse dabei zu filmen, wie sie gemeinsam mit zwei Frauen etwas aß, hatten sie möglicherweise die Chance, mit diesem Bericht ins Fernsehen zu kommen. Die Frage war lediglich, ob Mutter es erlaubte und ob ihr Sender den Mut hatte, ein derartiges Tabu-Thema aufzugreifen. Woj spürte, dass Jobonne etwas zweifelte. Sie dachte an die düsteren Legenden und Mythen aus der fernen Vergangenheit der kechtischen Völker. In ihnen war immer wieder die Rede davon, dass eine der Personen - überwiegend waren es Krieger und Kämpfer aus den Dunklen Regionen, in denen niemand die Existenz der Geister wahrhaben wollte - in den verbotenen Monaten Fleisch zu sich nahm. In allen Fällen hatte ein derartiges Verhalten die schlimmsten Folgen. Die Erlösung aus den beklemmendsten und übelsten Situationen erfolgte stets erst dann, wenn es den betreffenden Personen gelang, den Zorn der Geister zu überwinden, und wenn sie im Rahmen der bewährten Traditionen zu leben beschlossen. Der Wohnhügel Elaisses wirkte wie der Kopf eines tief im Boden steckenden Riesen. Die kristallinen Scheiben leuchten wie Scheinwerfer. Darunter öffnete sich der Eingang wie ein gierig aufgerissener Rachen.

Die bei den Kechtinnen ließen sich nicht abschrecken. Sie schlichen sich lautlos heran, traten ein und tasteten sich durch das Halbdunkel im Inneren zu den Kabinen. Von der Decke hingen mehrere handgroße Figuren aus einem roten Halbedelstein. Sie sollten für den Schutz vor den Geistern sorgen. Aus einer der Kabinen waren flüsternde Stimmen und schamloses Gekicher zu vernehmen. Die beiden Kechtinnen schoben ihre stäbelförmigen Kameras durch Spalten in der Tür, klappten die Videobrillen von der Stirn ihrer pyramidenförmigen Köpfe und erhielten auf diese Weise Einblick in die Kammer. Klick hielt entsetzt den Atem an, denn auf den ersten Blick erkannte sie, dass Woj die Wahrheit gesagt hatte. Elaisse erwies sich als schamlose Person, die zusammen mit ihren beiden Freundinnen am Tisch saß und Fleisch verzehrte, das sie über einem offenen Feuer gegart hatten. Dabei empfanden sie offenbar großes Vergnügen, denn sie lachten und alberten miteinander. Minutenlang filmten die beiden Späherinnen das unerhörte Geschehen, bis Jobonne Jokogi das Zeichen für den Rückzug gab. „Nun?“, flüsterte Woj, als sie draußen waren.

Klick kreuzte die Arme vor dem Gesicht als Zeichen dafür, dass sie sich zurzeit nicht in der Lage fühlte, etwas zu sagen. Erst als sie weit von dem Wohnhügel Elaisses entfernt waren, sprach sie. „Mutter wird das nicht genehmigen. Sie wird es nicht senden. Es ist so ekelhaft. Niemand wird das sehen wollen. Es ist schlicht und einfach geschmacklos. Ich muss darüber nachdenken, wie ich es Mutter erzählen soll.“ Woj war enttäuscht. Sie war überzeugt gewesen, etwas aufgespürt zu haben, was ihr zum Durchbruch verhelfen würde. Und nun machte bereits Jobonne Einwände. Das war ein schlechtes Zeichen. Wenn sie nicht wirklich überzeugt war, würde es ihr auch nicht gelingen, Mutter das Material anzuhören. Am nächsten Morgen erfuhr Woj, dass der Media-Clan abgelehnt hatte. Mutter wollte die Bilder von drei essen den Frauen nicht sehen. Es gab Grenzen, die sie auf keinen Fall überschreiten wollte. Woj Ranassgo erhielt eine Ermahnung, sich an das zu halten, was sich im Rahmen der Traditionen bewegte.

3.

Ein fürchterliches Krachen erschütterte die TRAH BAR. Mit einem Aufschrei ließ der Konquestor seinen schwebenden Sessel herumfahren. Dann beschleunigte er und schoss auf Gruzs Thran zu. Dieser hatte nicht mehr die Möglichkeit, dem Sessel auszuweichen. Er prallte gegen den Valenter und schleuderte ihn zur Seite. Mit ausgestreckten Armen versuchte Gruzs, im Sturz Halt zu finden. Es gelang ihm nicht. Er fiel auf den Boden, und der Sessel raste über ihn hinweg. Unwillkürlich legte er die Hände über den Kopf, um sich vor Verletzungen zu schützen.

Benommen blieb er liegen. Irgendwas in ihm rebellierte gegen die Behandlung, die er erfahren hatte. Ein ungewohntes Gefühl, das ihn erschreckte. Er hatte nicht das Recht, so zu denken und zu empfinden. Seine Aufgabe war, Trah Zebuck in jeder Hinsicht zu unterstützen, selbst wenn er sein Leben dafür opfern musste. Es war vermassen und unangebracht, sich dagegen zu wehren. Du bist auf ihn angewiesen, aber er nicht auf dich. Niemals! meldete sich eine innere Stimme. Das war es. Selbst angesichts der Situation, in der sie und die TRAH BAR sich befanden, blieb ihm der Konquestor weit überlegen. Er war nicht mehr als ein kleines Anhängsel des Mächtigen. Wenn er überleben wollte, musste er sich selbst helfen. Trah Zebuck würde keinen einzigen Gedanken an ihn verschwenden.

Als sich der Valenter aufrappelte, um wieder auf die Beine zu kommen, neigte sich das Raumschiff zur Seite. Die Antigravaggregate versagten. Gruzs Thran hörte sich schreien. Zugleich begriff er, dass der Katamar unter der Wucht der auf ihn einwirkenden Kräfte zerbrach. Von Trah Zebuck war nichts mehr zu

sehen. Mit einiger Mühe gelang es dem Valenter, auf die Beine zu kommen und sich an der Schrägen entlangzuschieben, die zuvor der Boden des Ganges gewesen war. Er erreichte ein Schott, öffnete es, hangelte sich hindurch und näherte sich einem weiteren Schott, das zu einem kleinen Hangar führte. Auf dem Weg dorthin musste er über mehrere Leichen hinwegklettern. Unwillkürlich fragte er sich, wie es in den anderen Teilen des Raumschiffs wohl aussehen mochte. Gab es dort Überlebende?

Das Schott glitt zur Seite und gab den Blick auf eine Kapsel frei, die im Katastrophenfall vier Personen Platz bot. Ein offensichtlich an den Beinen verletzter Valenter kroch über den Boden auf das Rettungselement zu. Als er Gruzs Thran bemerkte, streckte er ihm bittend eine Hand entgegen. Der Investigator beachtete ihn nicht. Er eilte an dem Liegenden vorbei, kämpfte sich über einige von der Decke gefallene Trümmerstücke hinweg bis zur Kapsel, zog sich durch die Mannschleuse und schloss das Schott hinter sich. Dann hieb er mit der Faust auf einen gelben Knopf, um den Start auszulösen. Im nächsten Moment schoss die Kapsel durch eine Röhre zur Peripherie des Raumschiffs, um sich dann sogleich von ihm zu entfernen.

Aufatmend ließ sich Gruzs Thran in die Polster eines Sitzes sinken. Geschafft!

Als er durch eine Sichtluke hinaus blickte, nahm er in den ersten Sekunden nichts wahr. Dann aber klärten sich seine Sinne, er überwand die in ihm aufkommende Schwäche, und er sah, dass die TRAH BAR sich auflöste. Das Schiff brach in mehrere Teile auseinander, die aufglühend in die Atmosphäre des Planeten rasten, wobei zahllose kleinere Bruchstücke abgesprengt wurden. Vergeblich hielt der Investigator Ausschau nach anderen Rettungskapseln, Beibooten oder Kleinraumern, mit denen sich Besatzungsmitglieder hätten in Sicherheit bringen können.

Die Luft um die Kapsel herum begann zu glühen und zu leuchten, bis sich Flammen bildeten, die jede weitere Beobachtung unmöglich machten. Gruzs Thran lehnte sich erschöpft in seinem Sitz zurück. Er schloss die Augen und wartete. Etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Die Positronik der Kapsel nahm ihm alle Arbeiten ab. Sie lenkte das Rettungsgerät in die Atmosphäre des Planeten, hielt Ausschau nach einem geeigneten Landeplatz, brachte sie auf den richtigen Kurs, bremste rechtzeitig ab und ließ sie schließlich auf weites, flaches Land hinunterschweben. Als sich das Schott öffnete, wusste der Valenter, dass er die Kapsel ungefährdet verlassen konnte. Längst hatte das Gerät die Umgebung geprüft und festgestellt, dass er sich auf einer Sauerstoffwelt mit gut atembarer Atmosphäre befand. Auch von Mikroorganismen drohte keine unmittelbare Gefahr.

Woj blickte mit geweiteten Augen in den wolkenlosen Himmel und staunte. Sie war so überrascht, dass sie sogar vergaß, die Kameras einzuschalten, die sie an ihrer Brille trug. Ihre Passivität dauerte nicht lange. Sie aktivierte das Gerät und hielt fest, was sich in der Atmosphäre tat.

Enttäuscht über den gescheiterten Versuch, mit einem Bericht ins Fernsehen zu kommen, hatte sie sich aus der Stadt zurückgezogen und war aufs Land gegangen. Sie hatte sich einen leichten Sportanzug angezogen, hatte sich auf das Laufbein fallen lassen und war beinahe eine Stunde lang in vollem Tempo durch die Wildnis gerannt. Echturdu lag in einer weiten Schlucht, die sich mehrere hundert Kilometer von Norden nach Südwesten erstreckte. Während sich im Norden der Stadt eine weitgehend unberührte Wildnis ausbreitete, dehnten sich im Südwesten die landwirtschaftlich genutzten Gebiete. Im Norden war das Land felsig, dabei jedoch von einer dichten, außerordentlich vielfältigen Vegetation überwuchert. Baumriesen mit meterdicken Stämmen ragten bis zu hundert Meter hoch in den Himmel, verfügten jedoch nur über sehr kurze und nicht sehr stark belaubte Äste. In der Folge konnte das Sonnenlicht bis zum Boden vordringen, wo sich eine Buschlandschaft ausgebreitet hatte, deren einheitliches Bild an nur wenigen Stellen von grasbedeckten Lichtungen unterbrochen wurde.

Aus ihnen erhoben sich die feuerroten Türme der Kramsä, fingerlanger Fluginsekten, die diese mit ihrem Sekret errichtet hatten. Dunkle Kriechechsen hielten sich zumeist in ihrer Nähe auf, wo sie den Kerbtieren auflauerten, um sie blitzschnell mit ihrer klebrigen Zunge zu fangen. Dabei lockten die Echsen ihre Beute mit dem Harz eines Baumes an, der weiter oben in den Bergen wuchs. Die Kramsä lebten von diesem Harz, konnten es jedoch nicht aus eigener Kraft aus den Bäumen herausholen. Sie waren auf die Hilfe anderer Tiere angewiesen. An den Seiten der Schlucht stiegen die in vielen Farben leuchtenden Felsen nahezu senkrecht auf, während sie im Südwesten der Stadt sanfte Hänge bildeten. Das Land war rau und wild. Es war voller Geheimnisse. In den Sagen und Mythen des Volkes hieß es, dass es die Heimat der Geister sei und diese sich vor allem in den Nebeln zeigten.

Woj wollte nichts als sich ablenken. Sie wollte Abstand gewinnen, um in ihrer Enttäuschung keinen weiteren Fehler zu begehen. Im Extremfall konnte sie ein Fehler in der augenblicklichen Situation sogar das Leben kosten, denn Mutter war mächtig. War sie erst einmal erzürnt, konnte sie jede Hoffnung fahren lassen. Woj schwor sich, in Zukunft vorsichtig zu sein und sich unauffällig zu verhalten. Dieser Vorsatz hielt nicht lange. Als sie auf einen Felsen kletterte, um über die Büsche hinweg auf das Land hinaussehen zu können, begann es. Am Himmel rumorte es wie bei einem heraufziehenden, schweren Gewitter. Der Himmel aber war wolkenlos grün. Nirgendwo gab es Anzeichen für ein Gewitter. Das Rumoren und Donnern aber wurde immer lauter.

Plötzlich entdeckte Woj einen leuchtenden Punkt hoch oben am Himmel. Er zog von Nordosten heran und wurde rasch größer. Sie schaltete ihre Kameras ein. Mit Hilfe eines integrierten Kommunikators nahm sie Verbindung zum Sender des Media-Clans auf. Keinen einzigen Gedanken verschwendete sie an Mutter. „Woj, Östliche Tangente 4367!“, rief sie aufgereggt. Vergessen war die Enttäuschung über die vergeblichen Anstrengungen des vergangenen Tages. Jetzt hatte sie Bilder anzubieten - geheimnisvoll und bedrohlich. Dass sie eine lange Wanderung aufs offene Land hinausunternommen hatte, um mit sich selbst wieder ins Reine zu kommen, erwies sich nun als äußerst glückliche Entscheidung.

„Hier geschieht etwas, das ich mir nicht erklären kann“, fügte sie hinzu. „Das höre ich heute nun schon zum vierundvierzigsten Mal“, antwortete die junge Frau, die in der Zentrale des Senders arbeitete. Ihre Stimme klang gelangweilt. Ständig versuchten ihr Filmer „einmalige Bilder“ zu verkaufen. Das Licht war sehr viel größer geworden. Donner erfüllte die ganze Schlucht, hallte von den steil aufregenden Felswänden wider. Woj glaubte erkennen zu können, was über Kechta herabkam. „Wenn mich nicht alles täuscht, stürzt ein riesiges Raumschiff auf uns herunter!“ Woj drückte einen Knopf an der Kamera und übermittelte die Aufnahmen an den Sender.

Sie vermochte sich kaum noch zu beherrschen. Seit Jahrtausenden wussten die Kechten, dass es intelligentes Leben auf anderen, allerdings sehr fernen Planeten gab. Die Geschichte überlieferte, dass vor fast 3000 Jahren drei Raumschiffe an der Stelle gelandet waren, an der man später die Stadt Echturda errichtet hatte. Danach waren nie wieder Raumschiffe am grünen Himmel erschienen. In den Bergen aber existierten Horchstationen, die mit ihren Geräten die Sterne absuchten. Sie hatten häufig Informationen aufgefangen, die zwischen Raumschiffen ausgetauscht worden waren. Die Große Mutter, die an der Spitze des Staates stand, hatte verboten, irgendwelche Nachrichten ins All hinauszufunkten. Sie wollte keinen Kontakt mit anderen Völkern.

Nun aber näherte sich eindeutig ein Raumschiff. Woj hüpfte ungeduldig von einem Bein aufs andere. Als Ausdruck ihrer Nervosität und Ratlosigkeit fuhr sie sich mit beiden Händen am Pyramidenkopf auf und ab. Sie konnte sich vorstellen, wie es jetzt im Clan aussah. „Wir schalten um“, teilte die Stimme mit. Sie klang nicht mehr gelangweilt, sondern ließ alle Anzeichen der Erregung erkennen. „Das sind tatsächlich einmalige Bilder.“ „Ich bin auf Sendung?“, fragte sie. „Wir zeichnen auf, Woj von der Östlichen Tangente 4367“, bestätigte der Sender. „Mutter wird später entscheiden, ob das Material gesendet wird.“

„Aber dies ist ein hochaktueller Bericht! Da kommt ein Raumschiff herab!“ Woj war so aufgereggt, dass ihre Stimme kippte. „Versteht Mutter denn nicht? Nach dreitausend Jahren landet ein Raumschiff auf unserer Welt.“ „Ein Raumschiff bedeutet Veränderung“, antwortete die Stimme kühl und abweisend. „Mutter wird entscheiden!“ „Wohl wahr!“ Woj ließ ihre Zurückhaltung fallen. „Ein Raumschiff bedeutet Veränderung. Und was für eine!“

„Gewisse Worte gehören in den Bauch“, gab die Stimme zurück. Woj riss sich zusammen. Sie blickte durch den Sucher ihrer Kamera und verfolgte, wie das Objekt durch die oberen Schichten der Atmosphäre jagte, sich in Flammen hüllte und in mehrere Teile zerbrach. Ich habe Verbindung zum Sender! Früher oder später wird Mutter entscheiden, dass es nicht anders geht, als die Bilder der Öffentlichkeit zu zeigen. Das war nicht ganz das, wovon sie seit Jahren geträumt hatte, kam ihm aber schon recht nahe. Sie gehörte dem Media-Clan an und war ebenso wie die anderen Mitglieder Tag für Tag mit der Kamera auf der Jagd nach interessanten Aufnahmen. Nach der Ablehnung durch Jobonne Jokogi hatte sie sich nicht vorstellen können, so bald wieder eine neue Chance zu bekommen.

Bei einem Erfolg wäre sie in der Stadt Echturda geblieben, hätte ihren Beitrag an Jobonne und somit an Mutter entrichtet, sich die Sonne auf den Bauch scheinen lassen und ansonsten nichts getan. Bestimmt konnte man das Raumschiff auch in der Stadt beobachten. Ebenso würde man dort den Donner hören. Doch sie war offenbar die Erste, die sich an den Sender gewendet hatte. Sie hatte die Laufkralle vorn. Welche Ehre! „Hör auf!“, forderte die Stimme vom Sender. „Mutter will das nicht.“ „Ich kann nicht“, weigerte sie sich. „Solche Bilder kann ich nie wieder in meinem Leben aufnehmen.“ „Es ist Mutters letztes Wort.“ Woj sträubte sich gegen die Erkenntnis, dass es nun keinen Weg zurück mehr gab. Früher oder später würden Millionen Zuschauer im Land und weitere Millionen auf dem ganzen Planeten ihren Bericht fordern und auch erhalten. Die Vernunft würde sich durchsetzen. Anhand der eingeblendeten Schrift

würden alle erkennen, dass der Bericht von ihr stammte. Von Anfang an hatte sie sich nicht auf den Sender verlassen, sondern selbst aufgezeichnet. Am liebsten hätte Woj wild drauflosgeredet. Nur mühsam hielt sie sich zurück. Mit einem solchen Verhalten verspielte sie ihre vielleicht letzte Chance. Sie musste ruhig bleiben und so kühl und distanziert kommentieren, als habe sie in ihrem Leben nie etwas anderes gemacht. Auf keinen Fall durfte sie auf Änderungen hinweisen.

Viel besser war es, die Traditionen zu erwähnen. Und war es nicht Tradition im schönsten Sinne, dass erneut ein Raumschiff nach Kechta kam? Selbst wenn es abstürzte? Die Bilder sprachen für sich. Das Schauspiel am Himmel war einmalig. Woj war sicher, dass Mutter ihre Meinung ändern und ihr als Belohnung einen besseren Wohnhügel anbieten und sie möglicherweise für den Preis des Jahres nominieren würde. Donnernd und krachend, infernalischen Lärm verbreitend, Funken sprühend, in Einzelteile explodierend, in Farbkaskaden nie erlebten Ausmaßes und mit mächtigen Rauchfahnen raste das Wrack über das Himmelsgewölbe und näherte sich mit beängstigender Geschwindigkeit dem Boden.

Als Woj erkannte, wo einige Wrackteile aufschlagen würden, fuhr ihr der Schrecken in die Glieder, und sie wollte fliehen. Doch sie konnte ihre Beine nicht bewegen. "Was ist los?", rief sie in aufkommender Panik, während sie das Geschehen nach wie vor durch das Okular ihrer größten Kamera beobachtete. "Was habe ich getan?" Als sie keine Antwort erhielt, begriff sie, dass Mutter sie mit einem Bannstrahl versehen hatte. Sie wollte fliehen, doch es war schon zu spät. Mutter hatte dafür gesorgt, dass sie ihre Beine nicht mehr bewegen konnte. Sie wollte nicht, dass sie filmte und aufzeichnete, und sie nutzte alle Möglichkeiten, ihren Willen durchzusetzen.

Obwohl sie wusste, wie sinnlos es war, nahm Woj auf, wie sich ihr ein riesiges Bruchstück des Katamarans näherte, wie es immer größer wurde, wie es weiß glühend und mit ohrenbetäubendem Lärm die Ausmaße der ganzen Schlucht anzunehmen schien. Verflogen war die Begeisterung. Nur noch lähmendes Entsetzen beherrschte sie. Sie sah die Bilder im Okular, doch die Vielfalt der Farben, in denen die verschiedenen Bruchstücke des Wracks verbrannten, hinterließ keinen Eindruck mehr. Mutter hatte ihr Urteil gefällt, und da Woj ihr gegenüber nicht gehorsam gewesen war, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, traf sie die gerechte Strafe. Woj dachte an den unendlichen Ruhm und die Ehre, die ihr hätten zuteil werden können, und an die vielen Veranstaltungen, auf denen sie im Mittelpunkt hätte stehen können.

Als die ersten Trümmerstücke einige hundert Schritte von ihr entfernt aufschlugen, begannen ihre Hände zu zittern. Sie erinnerte sich daran, dass der Wassergraben um ihr Haus Lücken aufwies, durch die die Geister vordringen konnten.

Plötzlich meinte sie, Nebelschleier um ihre drei Füße sehen zu können. Eine Eiseskälte stieg von dort auf. Offenbar hatte sie die Macht der Geister unterschätzt. Sie mussten die Sinne Mutters vergiftet haben.

Bevor sie die Kamera senken konnte, war ein Wrackteil heran, so hoch und so mächtig wie Mutters Wohn- und Herrschaftshügel in der Stadt.

Woj merkte nichts mehr. Sie verspürte einen wuchtigen Schlag, dann war auch schon alles vorbei. Ihr Körper grub sich mit dem Wrackteil in den weichen Boden und verbrannte zusammen mit dem Material des Raumschiffs.

4.

„Die letzten Bilder waren ein wenig verwackelt“, kritisierte Jobonne Jokogi. Ihre Stimme schwankte, ließ erkennen, dass sie neidisch auf Woj war, weil diese eine weitaus bessere Aufnahmeposition gehabt hatte als sie. Sie hatte das abstürzende Raumschiff ebenfalls gefilmt, hatte sich jedoch um Sekunden zu spät bei Mutter gemeldet. Echturda-V-Cam hatte ihr beschieden, dass Woj im Gespräch sei, und sie hatte daraus den Schluss gezogen, dass die Bilder gesendet werden würden. Einige davon waren automatisch im Inneren des Wohnhügels aufgezeichnet worden. Es waren die wenigen Aufnahmen, die sie nun sehen konnte. Mutter hatte den Datentransfer nach einiger Zeit unterbrochen. Eine Schrift wies darauf hin, das Woj Opfer eines Unfalls geworden war und nicht mehr lebte.

„Ich habe Woj schon immer gesagt, dass sie ihre Hände ruhig halten muss. Aber davon abgesehen war es eine ansehnliche Leistung.“ Ostrug Magaga hob bestätigend die Hände. Er widersprach ihr so gut wie niemals. Diskussionen ging er nach Möglichkeit aus dem Wege. Erstens war Jobonne eine Frau, und zweitens war sie ihm überlegen. Ihre Gunst hing davon ab, dass er sich ihr unterordnete. Also tat er ihr den Gefallen und ging nicht das Risiko ein, ihre Zuneigung zu verlieren. Es gab Partnerschaften, in denen sich der männliche Teil insgeheim auflehnte. Das geschah jedoch nie in der Öffentlichkeit, sondern stets nur in der Verschwiegenheit der Kristallhügel. Schließlich gab es auch schwache Kechtinnen; nicht alle konnten stark sein.

Jobonne Jokogi und Ostrug Magaga verließen ihren Hügel und erreichten wenig später den Landeplatz der Flugschrauber. Sie winkte kurz zu den Masten hinauf, die am Rande des kleinen Feldes standen. Dann stieg sie in die Kabine, setzte sich hinter die Steuerelemente und startete den Motor. Ihr Mann musste auf dem Sitz außerhalb der Kabine Platz nehmen, obwohl neben ihr noch genügend Raum für zwei weitere Passagiere gewesen wäre. Er erhob keinen Widerspruch, sondern schnallte sich an und wartete geduldig, bis sich die Maschine in die Luft erhob. Beide wussten, dass irgendwo in der Stadt jemand vor wenigstens einem Monitor saß, die Tatsache registrierte, dass sie den Flugschrauber nahmen, sie anhand der Tätowierungen identifizierte, die auf der Rückseite ihrer mit zwei mächtigen Höckern versehenen, von Stachelkränzen umsäumten Köpfe befanden, ihr Konto ermittelte und den Preis abbuchte.

Überall auf dem Planeten Kechta wirkten Kameras. Auf Masten, an Häusern, an und in Fahrzeugen und Fluggeräten, in allen nur erdenklichen Räumen, auf Plätzen und in Straßen, an jedem einzelnen Kechten - in einem Ring vielleicht, einem Zahn, einem Knopf oder gar in einem Auge - und sogar am Körper vieler Tiere. Es gab keinen beseidelten Winkel auf dieser Welt, der nicht mit wenigstens einer Kamera versehen war. Das betraf selbst die intimsten Räume der Häuser. Davon ausgenommen war lediglich der Essraum in jedem Kristallhügel.

Ansonsten existierte keine Nische, in der sich ein Bewohner dieses Planeten unbeobachtet fühlen konnte; jeder Einwohner des Planeten hatte Zugang zu jeder Kamera. Mit Hilfe der ausgefeilten Technik konnte er sich jedes Bild von jeder Kamera aus jedem Winkel der Welt auf den Monitor holen. So waren Jobonne Jokogi und ihr Begleiter davon überzeugt, dass sie zur Zeit von vielen Zuschauern beobachtet wurden, während sie sich mit dem Flugschrauber dem Gebiet näherten, in dem das Raumschiff abgestürzt war. Durch die transparente Kuppelscheibe des Fluggerätes, das vollautomatisch flog und lediglich auf ihre mündlich übermittelten Befehle reagierte, konnte Jobonne die riesige Flammensäule sehen. Da Ostrug Magaga draußen war, hatte er eine noch bessere Sicht. Mit ihnen jagten Dutzende anderer auf das Gebiet der Katastrophe zu. Jeder von ihnen war fieberhaft damit beschäftigt, die interessantesten Aufnahmen einzufangen.

Sie folgten einem schmalen Fluss, an dessen Ufern hohe Bäume und dichte Büsche wuchsen. Scharen von Tieren kamen ihnen entgegen. Von Panik erfüllt, stürmten sie durch das Dickicht zierliche Antilopen, die einem Kechten kaum bis ans Bein reichten, bullige Buschelchsen, die mit ihren hornbedeckten Schultern in gerader Linie durch das Holz stürmten, bis zu sieben Meter hohe Wachten mit seitlich ausgestellten Hörnern und Stacheln, die buchstäblich jedes Hindernis niederwalzten, Scharen von hüpfenden Springratten und ganze Schwärme von Vögeln.

Sehr schnell rückten die Bilder von den weit über das Land verstreuten Trümmern des Raumschiffs näher. J. Bonne Jokogi und ihr Begleiter waren geschockt. Sie hatten sich nicht vorstellen können, dass es ein Raumschiff mit einer derartigen Masse gab. Wohin sie auch blickten, überall lagen Trümmerstücke, und nahezu alle brannten. Mittlerweile hatte die Hitze des Feuers nachgelassen, und es bildete sich schwarzer und grünlich schimmernder Qualm. „Das sind die reinsten Giftgaswolken“, kommentierte Ostrug Magaga, während er seine Kamera bediente.

Bisher hatte er das Geschehen relativ gelassen verfolgt, innerlich fiebernd in der Hoffnung, dass Jobonne es schaffen würde, mit ihm auf Sendung zu kommen. Sie landete den absoluten Coup. Ostrug Magaga wusste, dass sie von vielen glühend beneidet wurde, obwohl Mutter einer Sendung noch nicht zugesagt hatte. Er glaubte daran, dass sie sich für die Bilder entscheiden würde. Gleichzeitig bewunderte er Jobonne, weil diese mit keinem einzigen Wort versuchte, Mutter zu beeinflussen. Plötzlich drehte der Wind, nahm gleichzeitig zu. Er drückte Rauch und Qualm herunter, die bis dahin relativ steil in den Himmel aufgestiegen waren, und trieb sie auf die nahe Stadt zu.

Nicht nur das. Der Wind fachte das Feuer an, das sich nun rasch ausbreitete. Eine Feuerwand von hundert Metern Höhe wuchs auf. Sie fraß sich mit bängigender Geschwindigkeit über die Ebene und die Hügel, vernichtete mit ungeheurer Hitze Gras, Büsche und Bäume. Als der Flugschrauber in starke Turbulenzen geriet, ließ Jobonne ihn höher steigen, brachte ihn damit aber nicht aus der Gefahrenzone. Sie musste sich wohl oder übel zurückziehen, um von dem Feuerwall und der von ihm ausgehenden Hitze nicht erfasst zu werden. „Das Feuer wird die Stadt erreichen und vernichten“, befürchtete Ostrug Magaga. Er musste schreien, um sich ihr verständlich zu machen. „Wir müssen sie warnen.“

„In der Stadt hat man längst begriffen, wie groß die Gefahr ist“, erwiderte Klick. Ostrug schrie auf. Er schlug die flache Hand gegen die transparente, teils mit Löchern versehene Scheibe, die ihn von Jobonne trennte. Mit der anderen Hand zeigte er in die Tiefe. „Da ist jemand!“, brüllte er. „Da unten zwischen den Felsen. Er versucht, den Flammen zu entkommen.“

„Ja, ich habe ihn im Sucher. Ein Kechte ist es nicht. Es muss jemand aus dem abgestürzten Raumschiff sein. Ein Überlebender.“ „Das wird unserer Sendung den letzten, den höchsten Kick geben!“ Ostrug war nun so aufgereggt, dass er nicht mehr geregelt atmen konnte und zu ventilieren drohte.

„Ein Außenweltler! Was will man mehr? Eine außerkechische Intelligenz!“ Überraschend meldete sich der Sender und teilte Jobonne mit, Mutterwünsche, dass sie sich dem Fremden näherte. Klick fragte zurück, was genau damit gemeint sei, erhielt jedoch keine Antwort. Sie musste selbst entscheiden.

Sie blickte auf den Fremden hinunter und spürte, wie sich in ihrem Innersten etwas zusammenzog. Sie empfand eine tiefe Scheu davor, diesem Wesen gegenüberzutreten. Sie musste an die vielen Geschichten denken, die sich um das Erscheinen von fremden Intelligenzen aus dem All rankten. In ihnen wurden diese Wesen als durchweg freundlich und friedlich geschildert. In einigen Erzählungen wurden sie zu gottgleichen Geschöpfen hochstilisiert. Jobonne war sich dessen bewusst, dass Berichte aus einer so fernen Vergangenheit nicht Wort für Wort den Tatsachen entsprachen. Im Verlauf der vielen Jahrhunderte waren sie immer wieder leicht abgeändert worden, bis von ihrem ursprünglichen Gehalt kaum mehr als ein wahrer Kern übrig geblieben war. Es war nicht gesagt, dass sich der Fremde friedlich verhalten würde, und es war sicher, dass sich nach dem Kontakt vieles ändern würde. Ihr Innerstes sträubte sich gegen Veränderungen, wenngleich sie sich immer wieder sagte, dass sich an dieser Stelle lediglich der Kreis schloss, der seinen Anfang vor 3000 Jahren genommen hatte. Somit war die Begegnung kein Bruch mit den Traditionen, sondern fügte sich in ihnen ein.

Es half nichts. Diese Gedanken ließen sie nicht los. Hätte Mutter sie nicht angewiesen, sich dem Fremden zu nähern, wäre sie davongeflogen und hätte den Außenweltler seinem Schicksal überlassen. Das Feuer hätte ihn ereilt, und das Problem wäre auf diese Weise gelöst gewesen. Doch sich Mutter mit ihrer erdrückenden Macht zu widersetzen war nicht ratsam. Ostrug blickte seine Partnerin verzweifelt an. Was hatte Mutter mit „nähern“ gemeint? Jobonne konnte nicht ausweichen. Äußerlich kühl und beherrscht, konzentrierte sie sich auf die bevorstehende Aktion. Auch jetzt musste sie zwischen zwei Möglichkeiten unterscheiden. Sie konnte aus sicherer Distanz filmen, wie der Fremde vergeblich versuchte, den Flammen zu entkommen, wie ihn das Feuer einholte und schließlich verbrannte. Das würden fraglos dramatische und emotionale Bilder werden. Sie konnte sich gut vorstellen, wie der Außenweltler in seiner Not die Arme gen Himmel streckte, wie er möglicherweise verzweifelt schrie, wie er sich bemühte, seine lodernden Kleider zu löschen, und wie er dann zusammenbrach. Es würden Bilder werden, die für große Erschütterungen sorgen und heftige Diskussionen auslösen würden.

Wollte Mutter so etwas überhaupt sehen? Oder Jobonne führte den Flugschrauber so nah wie möglich an den Fremden heran, nahm ihn auf und gestaltete danach eine gefühlbetonte Reportage über ihn. Sie entschied sich für die zweite Möglichkeit, weil sie vermutete, dass dies im Sinne Mutters war. Dabei empfand sie keineswegs Mitgefühl mit dem in Not geratenen Fremden, sondern dachte an Mutter, an sich und den Media-Clan. Ihr war nicht anzusehen, welcher Aufruhr in ihrem Inneren herrschte. Sie hatte Angst. Sie fürchtete sich vor dem Fremden und vor Mutter. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie den Hubschrauber hinter einige steil aufragende Felsen lenkte, in denen er vor dem Wind und der Hitze geschützt war. Dann wartete sie. Knapp zwei Minuten vergingen. Ostrug Magaga zweifelte bereits daran, dass der Fremde noch lebte, als dieser plötzlich zwischen den Felsen auftauchte, die Situation erkannte und sich mit einem Aufschrei in die offene Kabine hinter den Sitz der Kechtin rettete.

Das Wesen war deutlich kleiner als sie. Es trug einen Anzug aus einem hellen Stoff, der jedoch an vielen Stellen schwärzlich verbrannt war. Ein seltsamer weißer Kugelhelm bedeckte den Kopf mit der weit vorspringenden Nasen- und Mundpartie. Auf der Brust der AKI leuchtete ein fremdartiges, kompliziert aussehendes Symbol. Die Augen waren nicht zu erkennen, da sie hinter den Gläsern einer dunklen Brille verborgen waren. „Start! Und weg von hier!“, befahl Jobonne. Während der Flugschrauber gehorchte, aufstieg und sich in schneller Fahrt von der Flammenwand entfernte, ruckte sie unwillkürlich von dem Fremden ab. Er flößte ihr durch seine Erscheinung Furcht ein. Er wirkte nicht friedlich auf sie, sondern aggressiv und bedrohlich. Vergeblich redete sie sich ein, dass dieser Eindruck durch seine Fremdartigkeit entstand.

Ostrug blickte durch die trennende Scheibe in das Gesicht des fremden Wesens. Die Kechten hatten den Weltraum erreicht und waren sogar bis zum benachbarten Planeten vorgedrungen. Eine interstellare Raumfahrt aber kannten sie nicht. Dazu wären weitere Veränderungen in der Technik, mithin Fortschritt, nötig gewesen. Jobonne und ihr Begleiter waren beklemmt und gehemmt. Allein von der Größe und der Körpermasse her schien sie dem Fremden überlegen zu sein. Sicher waren sie sich jedoch nicht. Das fremde Wesen machte einen kampfbereiten Eindruck auf sie. Weil sie und Ostrug sich ihm zuwandten, richteten sich auch die in ihren Brillen und in den Halsbändern installierten Minikameras auf das Wesen.

Während der Flugschrauber mit verringriger Geschwindigkeit der Stadt zustrebte, fand Jobonne erste Worte. Nachdem die erste Hürde überwunden war, sprudelte es förmlich aus ihr heraus. Zunächst versuchte sie, sich dem Fremden verständlich zu machen, dann aber fiel ihr ein, dass sie vermutlich viele Zuschauer hatte. Sie redete im Reporterstil, wobei sie ihre zwiespältigen Gefühle beschrieb und Vergleiche zog zwischen den Beschreibungen, wie sie die Geschichte seit 3000 Jahren von den Fremden lieferte, und dem Bild, das sich ihr nun bot.

Der Redefluss half ihr, die Beklemmung zu überwinden, die sie in den ersten Minuten der Begegnung befallen hatte. Ostrug mischte sich ebenfalls mit Kommentaren ein, verstummte jedoch ebenso wie sie, als ihnen der Fremde in ihrer eigenen Sprache antwortete. Sie brauchten einige Zeit, um zu erkennen, dass seine Stimme aus einem kleinen Gerät an seiner Brust kam. „Ich bin euch sehr dankbar“, sagte das Wesen. „Mein Name ist Gruzs Thran.“

Trah Zebuck flüchtete vor den herabstürzenden Trümmern in eine lang gezogene Schlucht, die von hohen Bergen eingefasst wurde. Von seinem Standort aus sah er eine große Stadt, die aus zahlreichen Erdhügeln zu bestehen schien und in der nach seiner Schätzung Millionen lebten. Auf der einen Seite erstreckten sich landwirtschaftlich genutzte Gebiete, auf der anderen Seite schien unerschlossenes Land zu sein. Er entschied sich, die Wildnis anzusteuern. Zwischen mehreren, hoch aufragenden Felsblöcken und Dutzenden von Baumriesen landete er den Kleinstraumer. Kaum hatte er das Triebwerk abgeschaltet, als er mit seinem Sessel auch schon ins Freie flog. Er blickte zu jener Gegend hinüber, auf die das Wrack der einst so stolzen TRAH BAR herunterkam. Es lag nördlich von ihm, während sich die Stadt in seinem Rücken befand.

Ein in allen Farben schillerndes Tier schob seinen Kopf über einen Felsen hinweg, hob ihn danach bis in eine Höhe von etwa vier Metern. Neugierig glotzte es ihn aus seinen senkrecht ovalen Augen an. Sein Kopf war pyramidenförmig und mit zwei Hörnern versehen. Aus dem Geäst eines der Urwaldriesen löste sich lautlos ein Vogel mit mächtigen Schwingen. Er glitt wenige Meter über den Konquestor hinweg, um sich irgendwo jenseits der von Moos und Gestrüpp überwucherten Felsen auf ein Tier zu stürzen. Trah Zebuck vernahm den Todesschrei der geschlagenen Beute. Die Luft war erfüllt von dem Gesang zahlloser Vögel. Der warme Wind trug von einer beinahe senkrecht aufsteigenden Felswand das Gebrüll eines offenbar großen Wesens herüber. Die Luft war schwülwarm. Trah Zebuck hatte weder Ohr noch Augen für seine Umgebung. Die Natur interessierte ihn nicht. Er wollte lediglich wissen, ob er sich in einer möglicherweise gefährlichen Gegend befand oder ob sich feindliche Wesen in der Nähe aufhielten.

Der Verlust des Katamaran ließ ihn kalt. Er verschwendete keinen einzigen Gedanken an das Raumschiff, das ihm als Basis seiner Macht gedient hatte. Er konzentrierte sich auf seine augenblickliche Situation und auf die Welt, auf die er entkommen war und auf der er für einige Zeit sicher vor dem Zorn der Inquisition sein konnte. Damit ihn niemand von der Besatzung verraten konnte, war der Totalverlust der TRAH BAR mit allen darin enthaltenen Kommunikationseinrichtungen unumgänglich. In den nächsten Jahren würde er auf dem Planeten Kechta seine Rückkehr in das gewohnte Leben vorbereiten. Er würde Mittel und Wege finden, mit Hilfe der einheimischen Bevölkerung ein Raumschiff zu bauen, das interstellare Entfernungen überwinden konnte. Dazu war es allerdings nötig, die Macht über die einheimischen Völker zu ergreifen und sie zu einem eigenen

Instrument zu formen, das vornehmlich für ihn tätig war.

Der Konquestor sah kein Problem in dieser Aufgabe. Mit der nötigen Härte ließ sich alles erreichen. Er stutzte. Irgendetwas stimmte nicht. Seine Blicke fielen auf den Rudimentsoldaten, und er erkannte, was ihn irritiert hatte. Die Transportkugel des Gehirns wies einen Riss auf, und es war kaum noch Nährflüssigkeit übrig. Eine Seite des Behälters war sichtbar angeschmorte. Die Anzeichen ergaben ein eindeutiges Ergebnis: Der Rudimentsoldat hatte den Hitzetod erlitten. Wie ein Wunder erschien es, dass er es noch geschafft hatte, ihn aus dem Kleinstraumer zu bringen. Trah Zebuck war nun auf sich gestellt. Plötzlich erinnerte er sich an den Leiter des Zentrums für geheime Informationen. Möglicherweise war es Gruzs Thran ebenfalls gelungen, aus der TRAH BAR zu entkommen, so dass er ihm zumindest in nächster Zeit nützlich sein konnte.

Der Konquestor schaltete sein Funkgerät ein und rief den Di' Valenter. Die Antwort kam augenblicklich, als habe sein Untergebener nur darauf gewartet, über Funk angesprochen zu werden. Gruzs Thran teilte Trah Zebuck mit, dass er von zwei Einheimischen aufgenommen worden war. Er sei nun an Bord einer primitiven Flugmaschine auf dem Weg in eine Stadt. „Sie verhalten sich eigenartig“, berichtete er. „Auf der einen Seite scheinen sie zu wissen, dass sie nicht allein sind unter den Sternen, auf der anderen Seite scheinen ihnen die Knie vor Angst zu schlottern. Es wird nicht schwer sein, sie zu deinem Nutzen zu formen.“

Trah Zebuck schreckte aus seinen Gedanken auf, als ihn die Geräte seines fliegenden Sessels mit einem Alarmsignal auf etwas aufmerksam machten. Für einen Moment wusste er nicht so recht, um was es ging, dann aber erkannte er, dass er aufgefordert wurde, Informationen aus den Ortungsgeräten abzurufen. Sekunden später registrierte er die Tatsache, dass sich ein riesiges Raumschiff dem Planeten näherte. Es hatte einen Durchmesser von annähernd 2500 Metern. Trah Zebuck war sicher, dass es sich um das gleiche Raumschiff handelte, das die TRAH BAR abgeschossen hatte. Er bezweifelte ebenso wenig, dass es nun um ihn ging. Er als Kommandant eines siegreichen Raumers hätte jedenfalls alles getan, um eines der Besatzungsmitglieder gefangen zu nehmen und zu verhören. Je höher der Gefangene im Rang stand, desto besser. Optimal war, wenn es sich dabei um den Oberkommandierenden handelte. Bei niemandem sonst waren bessere Informationen zu gewinnen.

Der Konquestor hatte geglaubt, die Jagd auf ihn sei zu Ende. Das war ein Irrtum gewesen. Sie ging weiter. Trah Zebuck blieb unbeeindruckt. Er würde untertauchen und sich irgendwo auf dem Planeten verstecken, bis die Zeit gekommen war, in die Öffentlichkeit zurückzukehren. Seine Verfolger würden ihn nicht aufspüren. Auf keinen Fall.

„Die Voraussetzungen haben sich geändert. Unsere Informationen sind nicht richtig.“ Der Orter der TRAJAN ließ die Überraschung über die Entdeckung in seiner Stimme durchklingen. „Das Sonnensystem ist nicht unbewohnt. Es gibt einen Planeten mit intelligentem Leben. Wir haben eine Stadt angepeilt. Der Katamar ist etwa zwanzig Kilometer davon entfernt abgestürzt. Die Stadt ist von erheblicher Ausdehnung. Sie dürfte etwa einige hunderttausend Einwohner haben.“ „Gibt es Informationen über diesen Planeten und seine Bewohner?“, fragte Roi Danton.

Mit den wichtigsten Führungspersönlichkeiten hielt er sich in der Hauptleitzentrale auf. Die Fehlinformation weckte seinen Argwohn. Falsche Eintragungen in den Sternkarten und Sternenkatalogen waren extrem selten. Fehler bei der Verarbeitung von Informationen aber konnten nie ausgeschlossen werden. „Volle Alarmbereitschaft bleibt bestehen!“, ordnete er an. „Wir haben nichts, was in irgendeiner Weise Einblick in das Sonnensystem gibt“, antwortete Tom Abertin. „Das Kechtau-System gilt als unbewohnt. Vielleicht ist Trah Zebuck deshalb hierher geflüchtet.“ „Er könnte uns eine Falle gestellt haben“, fürchtete der Oberstleutnant. „Danach sieht es nicht aus“, meldete der Orter. Dann erschienen die ersten Bilder von der Oberfläche des Planeten, dem sich der Kugelraumer mittlerweile bis auf etwa einhunderttausend Kilometer genähert hatte. Je weiter das USO-Flaggschiff an die grün leuchtende Welt heranrückte, desto schärfer und detailreicher wurden die Bilder. In dem Gebiet, in dem die TRAH BAR abgestürzt war, wurden sie durch eine riesige Rauchwolke beeinträchtigt.

„Der Katamar ist noch nicht einmal mehr ein Wrack“, meldete der Orter. „Er ist in zahllose Einzelstücke zerbrochen.“ Roi Danton konnte dieser Aussage nur zustimmen. Er sah, dass sich die Wrackteile des abgestürzten Raumschiffs über ein riesiges Gebiet verteilt hatten. Das glühende und brennende Material hatte einen riesigen Brand ausgelöst. Verhängnisvoll war, dass der Wind eine Feuerwalze auf die Stadt zutrieb, sie dadurch in hohem Maß bedrohte. Erste Berechnungen des Syntrons ergaben, dass die ersten Häuser bereits in etwa zwei Stunden den Flammen zum Opfer fallen würden.

Tom Abertin machte Roi Danton auf eine Kolonne aufmerksam, die aus der Stadt ausgerückt war, um sich dem Feuer in den Weg zu stellen. „Wir könnten etwas für diese Leute tun“, schlug er vor und deutete auf einen ausgedehnten See, der durch eine hohe Bergkette von der Stadt und der vor ihr liegenden Ebene abgetrennt war. „Wir könnten das Feuer löschen“, sagte Roi. „Sieht nicht so aus, als ob viele aus dem Katamar überlebt hätten. Einige haben sich sicherlich mit Beibooten absetzen können. Ob Trah Zebuck dabei war, wird sich zeigen. Wir schleusen ein Kommando aus. Es wird nach ihm suchen. Sobald es draußen ist, holen wir Wasser aus dem See.“

Abertin gab den Befehl an Major Sassaron weiter, der zuständig war für den Bereich Außenoperationen. „Das Kommando soll die Umgebung des Wracks absuchen“, sagte Roi. „Außerdem soll es versuchen, Sonden in die Reste der Kernzelle des Wracks einzuführen. Vielleicht lassen sich einige Erkenntnisse gewinnen.“ Der Aktivatorträger machte sich nichts vor. Er glaubte nicht daran, dass Trah Zebuck noch lebte. Das Ende für die TRAH BAR war offenbar so schnell gekommen und die inneren Zerstörungen waren so groß gewesen, dass der Besatzung keine Zeit mehr geblieben war, sich abzusetzen. Roi Danton war ein hoch gewachsener, schlanker Mann, der sportlich durchtrainiert wirkte. Das rotblonde Haar fiel ihm in die Stirn. Meistens strahlte sein Gesicht männliche Entschlossenheit aus.

Das Landekommando verließ die TRAJAN, und Abertin dirigierte das Raumschiff über den Süßwassersee. Mit Hilfe von Traktorstrahlen und einem kugelförmigen Prallfeld gelang es, eine enorme Wassermasse aus dem See zu heben und über die Reste des Wracks und das tobende Flammenmeer zu bringen. Als Roi Danton den Befehl geben wollte, das Wasser über dem Feuer freizugeben, meldete sich die Ortungsstation: „Wir haben zwei Objekte erfasst. Dabei handelt es sich um kleine Rettungseinheiten. Demnach sieht es so aus, als sei es einigen Besatzungsmitgliedern gelungen, den Katamar zu verlassen.“ „Das könnte bedeuten, dass der Konquestor noch lebt“, konstatierte Tom Abertin.

## 5.

Jobonne Jokogi stieß einen Schrei aus, packte den draußen an der Maschine sitzenden Ostrug Magaga durch eine kleine Luke an der Schulter und schüttelte ihn. „Da oben!“, rief sie. „Hör endlich auf, die Flammen zu filmen! Das haben die Leute zur Genüge gesehen. Sieh nach oben! Dort! Da ist ein Raumschiff. Es ist gigantisch!“ „Das glaube ich nicht. Das kann nur eine Täuschung sein!“ Fassungslos blickte der junge Kechte zu einem kugelförmigen Gebilde hinauf, das sich aus dem Türkis des Himmels schälte.

Allzu deutlich war es nicht zu sehen, da Qualm, Feuer und Rauch die Sicht beeinträchtigten. Doch es konnte keinen Zweifel geben: Hoch über ihnen schwebte ein Objekt von den Ausmaßen eines Gebirges. „Es senkt sich herab“, erkannte Klick staunend. Sie war kaum noch in der Lage, klar zu denken. Auf der einen Seite sah sie sich mit einem Wunder konfrontiert, das sich nach dem Verständnis der kechtischen Völker jeglicher Erklärung entzog, auf der anderen Seite wuchs bei ihr die Befürchtung, dass sie mit ihrem Report grenzenlosen Neid bei den anderen Clans hervorrufen würden. Neid war eine lähmende Kraft, die jegliche Entwicklung seit vielen Jahrhunderten verhinderte. Wenn irgendwo jemand etwas Ungewöhnliches leistete, stürzten sich sofort die anderen Angehörigen des Clans auf ihn, um an seinem Erfolg teilzuhaben, in welcher Form auch immer. Hatte ein Clan es Ganzes Erfolg, weckte er den Neid der anderen Clans und wurde bekämpft, wo er ihnen eine schwache Flanke bot. Im günstigsten Fall ließen sich die Probleme lösen, indem der Clan die anderen an seinem finanziellen Erfolg teilhaben ließ. Im ungünstigsten Falle kam es zu einem offenen Kampf zwischen den Clans, zu einem mit Waffen ausgetragenen Streit, der erst endete, wenn einer den anderen besiegt hatte - wobei er den dabei erzielten Gewinn mit anderen Clans teilen musste, um nicht selbst bekämpft zu werden.

In keinem Fall aber führte der Erfolg des einen zum Aufbruch des anderen, zu dem Entschluss, es mindestens ebenso gut zu machen wie er oder noch besser. Diesen einzigen Weg aus der Sackgasse des gegenseitigen Behinderns sahen die Kechten seit Jahrtausenden nicht. Nie zuvor in der Geschichte des Planeten hatte es eine vergleichbare Reportage gegeben. Aufzeichnungen vom Besuch der ersten außerkechtischen Wesen vor dreitausend Jahren existierten nicht. Wenn sich jetzt alle Sender des Planeten einschalteten und den Bericht Jobonnes übernahmen, floss fraglos sehr viel Geld an den Media-Clan.

Doch die anderen Clans würden sehr schnell dafür sorgen, dass er dadurch nicht reich wurde. Sie würden ihn zu „gemeinnützigen Spenden“ an andere

Clans zwingen, die so hoch waren, dass von einem Gewinn so gut wie nichts übrig blieb. Der unteilbare Gewinn lag einzig und allein in dem Ruhm, der dem Media-Clan zuteil werden würde. „Wie ist so etwas möglich? Wie kann sich ein Raumschiff von solcher Größe gegen die Schwerkraft eines Planeten behaupten? Das gibt es doch nicht. Das Ding wird abstürzen. Genauso wie das andere zuvor.“

„Wah... Wahnsinn!“, stammelte, Ostrug Magaga. „Das gibt noch einmal Bilder für die Ewigkeit.“

„Vorausgesetzt, der Koloss fällt uns nicht auf den Kopf!“

„Das wird er nicht. Wenn er tatsächlich abstürzt, kommt er hinter den Bergen herunter.“ Buchstäblich gebannt von dem Anblick des gigantischen Raumers, hatte Ostrug das Fremdwesen vergessen, das bei Jobonne in der Kabine des Flugschraubers saß. Fasziniert beobachteten alle drei, wie sich die gigantische Kugel weiter herabsenkte und wie dann plötzlich aus der Tiefebene hinter den Bergen eine silbern schimmernde Kugel aufstieg. Sie war beträchtlich kleiner als das Raumschiff, hatte aber dennoch riesige Ausmaße.

„Was ist das?“, fragte Ostrug Magaga. „Noch ein Raumschiff?“

„Nein!“ Jobonne rieb sich mit bei den Händen den Pyramidenkopf. Sie glaubte, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. „Das ist Wasser. Eine riesige Kugel aus Wasser.“ „Genau“, bestätigte Gruzs Thran, der sich weit nach vorn beugte, um durch die transparente Kuppel des Flugschraubers in die Höhe sehen zu können. „Sie haben das Wasser mit einem Traktorfeld aus einem See geholt und werden es über dem Feuer ausschütten, um es zu löschen. Wenn sie das tun, wird es eng für uns. Verschwindet von hier. Schnell!“

„Das aber wird die Geister auf den Plan rufen! So viel Wasser in der Luft!“ Jobonne wollte dem Rat schon folgen und gab eine entsprechende Anweisung an den Flugschrauber. Kaum aber war der Befehl über ihre Lippen gekommen, als sich der Sender meldete. „Mit der Wirklichkeit kann das nichts zu tun haben! Hört auf zu filmen.“ „Bleibt, wo ihr seid!“, rief die Stimme Mutters. Sie war unverkennbar. Sie klang tief und grollend. „Hör zu, Jobonne, ihr seid auf Sendung. Die Quelle ist purer Wahnsinn. Sie ist auf absoluter Rekordhöhe. Nie zuvor hat es so etwas gegeben. Wenn ihr euch jetzt ausschaltet, werden sich die Seelen der Geister mit euch befassen!“

„Wir bleiben“, versprach Jobonne erschrocken. Ein weiteres Wunder war geschehen. Mutter hatte eingegriffen. Derartiges war ihr noch nie widerfahren, Sie war ihr schon oft begegnet, aber noch nie hatte Mutter sich direkt an sie gewendet. Sie meinte zu spüren, dass sich eine eisige Hand um ihr Herz legte. Sie wusste, dass Mutter keine leere Drohung ausgesprochen hatte, sondern dass ein einziges Wort von ihr genügte, die Geister gegen sie aufzubringen und sie zu töten. Jobonne zweifelte nicht daran, dass mit Woj eben dies aufgrund ihres Ungehorsams geschehen war.

„Keine Sorge“, beteuerte sie. „Wir machen weiter.“ „Das ist Wahnsinn“, ächzte der Fremde hinter ihr. „Weißt du eigentlich, was passiert, :wenn der Kugelraumer diese Wassermassen in das Feuer stürzen lässt?“

„Daran denke ich nicht“, meldete sich Ostrug. Der Wind pfiff ihm um den Kopf. „Ich habe Hunger und muss bald etwas essen.“ Jobonne blickte ihn erschrocken an. Mit seinen Worten erinnerte er sie daran, dass es bei ihr nun ebenfalls schon zwei Stunden her war, dass sie etwas zu sich genommen hatte. Damit war die Grenze erreicht. Viel länger konnte sie nicht durchhalten. Sie musste etwas essen. Doch wie sollte sie das machen? Sie war nicht allein. Ihr natürliches Schamgefühl verbot ihr, etwas zu essen, wenn Ostrug oder schlummer noch - das fremde Wesen aus dem All es sehen konnten.

Trah Zebuck blieb keine Zeit für lange Überlegungen. Da sich das Feuer stürmisch ausbreitete und sich die riesige Raumkugel bedrohlich näherte, brachte er seinen fliegenden Sessel auf Kurs zur Stadt und beschleunigte. Er überprüfte sein Transportgerät und stellte fest, dass es Schaden genommen hatte. Der Deflektor funktionierte nicht mehr einwandfrei. Er konnte sich nicht mehr nach Belieben unsichtbar machen. Schon bald zeigte sich, dass auch das Antigravaggregat unter der Strahlung an Bord gelitten hatte. Der Sessel bewegte sich hin und wieder ruckend und sackte darüber hinaus einige Male um beinahe einen Meter ab, um danach leicht ruckend zu steigen. Er ließ sich nicht in befriedigendem Maße beschleunigen und erwies sich für eine sofortige Flucht als zu langsam. Der Konquestor griff nach den ihm verbliebenen Waffen. Er verfügte nach wie vor über Energiestrahlnanzen, die im Sessel integriert waren, über eine Handstrahlwaffe und über die drei Degen. Die Klingen waren ihm wichtiger als alle anderen Waffen. Als er zurückblickte, sah er eine beinahe hundertfünfzig Meter hohe Feuerwand, die ihm folgte. Darüber wölbte sich die Kugel des Raumschiffs, dem er seine Niederlage zu verdanken hatte. Seine Augen verengten sich. Emotionslos wog er die Chancen ab, der Schiffsführung des Feindes und der Besatzung entkommen zu können.

Um ihn herum war es laut. Scharen von Vögeln zogen kreischend über ihn hinweg. Andere Tiere stürmten in wilder, panischer Flucht vor dem Feuer an ihm vorbei. Sie bewegten sich erheblich schneller als er, kamen leichter mit den Gegebenheiten des unübersichtlichen Geländes zurecht. Abgesehen davon, dass sie alle auf drei Beinen liefen, war ihr Erscheinungsbild außerordentlich unterschiedlich. Einige waren bis zu fünf Metern hoch, andere konnten kaum über das Gras hinwegsehen. Es waren bullige Grasfresser dabei und geschmeidige Raubtiere. Einige wirkten bedrohlich, andere scheu und völlig verängstigt. Dabei war allen gemeinsam, dass sie sich nicht für Trah Zebuck interessierten, sondern nur die Flucht im Auge hatten.

Dem Konquestor waren sie gleichgültig. Er beachtete sie nur, wenn sie ihm in die Quere kamen und ihn behinderten. Einige Male richtete er eine Waffe auf eines der Tiere, schoss dann aber doch nicht, weil sie ihm rasch genug auswichen. Weitauß mehr Schwierigkeiten bereitete ihm das Gelände, weil er immer wieder gezwungen war, hohe Felsbrocken zu umfliegen und sich durch dichtes Strauchwerk zu kämpfen, das sich über dem Boden von Stamm zu Stamm zog. Vergeblich versuchte er, den Sessel in die Höhe zu lenken. Das Gerät hatte zu schweren Schaden genommen, so dass es nicht höher als einige Meter stieg. Es gelang ihm einige Male, große Felsbrocken zu überfliegen, doch dann sackte der Sessel wieder bis beinahe auf den Boden hinunter, ohne dass er es verhindern konnte.

Allmählich machte sich der Konquestor mit dem Gedanken vertraut, dass der Sessel früher oder später ausfallen und ihm dann gar nicht mehr zur Verfügung stehen würde. Als er die ausgetrocknete Rinne eines Flusses erreichte, kam er schneller voran. Jetzt gewann er Abstand von den riesigen Bäumen und den Felsbrocken am Ufer; er konnte sich dicht über Kies und vereinzelte Wasserlöcher hinwegbewegen. Hin und wieder blickte er zurück. Die Feuerwand stieg immer höher, kam bedrohlich näher. Als er um eine Flussbiegung flog, sah er eine Kolonne von bekleideten Gestalten, die ihm entgegenkamen. Mit laut dröhrenden und knatternden Motoren kämpften sich Fahrzeuge auf Rädern und Ketten durch das Flussbett. Der Boden war weich, morastig und tief.

Die Räder einiger Fahrzeuge wühlten sich in den Boden ein, bis sie festsäßen. Da halfen auch die gemeinsamen Anstrengungen ihrer Begleiter nicht. Sie konnten sie nicht befreien und gaben auf, um ohne sie dem Feuer entgegenzuziehen. Einige der mitgeführten Geräte luden sie auf die Kettenfahrzeuge um. Trah Zebuck zweifelte nicht daran, dass er es mit Kechten zu tun hatte, den Planetenbewohnern. Sie bewegten sich schwingend auf drei Beinen voran. So überwanden sie auch die schwierigsten Hindernisse. Mit Hilfe ihrer Beine, von denen sie eines zu strecken vermochten, setzten sie über umgestürzte Bäume, mit Moos bewachsene Felsen, Sumpflöcher und Schlingpflanzennester hinweg. Die Spitze bildete eine Gruppe mit wuchtig wirkenden, blitzenden Geräten. Trah Zebuck hatte sich hinter einen Felsen zurückgezogen. Versteckt hinter vertrockneten Ästen und herabhängenden Schleieren aus Moosen, beobachtete er die Kechten. Alle führten zylindrische Behälter auf ihrem Rücken mit. Er stufte die Geräte als Waffen ein und hielt es nicht für nötig, genauer hinzusehen. Angesichts der Behälter kam er zu dem Schluss, dass er es mit einer Armee zu tun hatte, die ihn mit Flammenwerfern angreifen wollte.

Der Konquestor war sicher, dass man ihn längst entdeckt hatte. Er ließ die Kechten bis auf etwa hundert Meter an sich herankommen. Dann eröffnete er das Feuer und schoss mit seinen Energiekanonen in die Kolonne hinein. Dabei tötete er auf Anhieb beinahe zwanzig Kechten. Noch einmal so viele blieben verletzt auf dem Boden des Flussbettes liegen. Die anderen flüchteten zu den Ufern hin, um sich dort zu verstecken. Einige der Druckbehälter explodierten. Doch der Konquestor achtete nur am Rande darauf, denn nun krachte und rauschte es hinter ihm. Er fürchtete, angegriffen zu werden, und wirbelte mit seinem Sessel herum. Er sah, dass sich die riesige Wasserkugel unter dem Raumschiff auflöste. Die Wassermassen breiteten sich gischtend aus und sanken in die Tiefe.

Trah Zebuck schrie entsetzt auf. Mit einem derartigen Angriff hatte er nicht gerechnet. Damit stellten seine Feinde ihn vor ein Rätsel. Fraglos verfügten sie über Mittel an Bord, ihn aufgrund der Streustrahlung seines Sessels zu orten. Doch sie attackierten ihn nicht mit modernen Energiestrahlwaffen, sondern mit Wasser!

„Zieht euch zurück!“, rief das fremde Wesen vom Rücksitz des Flugschraubers. „Sonst überlebt ihr nicht!“ Er hätte ebenso gut gegen eine Wand reden

können. Jobonne Jokogi und Ostrug Magaga hörten nicht auf ihn. Sie filmten mit den verschiedenen Kameras, die sie an ihren Brillen angebracht hatten, was immer sie ins Bild bekommen konnten. Es war in der Tat eine faszinierende und einmalige Szenerie, wie eine gigantische Wassermasse von Millionen Litern aus der Höhe herabsank. Trotzdem ließ sich das Gefühl nicht verdrängen, dass der Hunger an ihnen nagte. Je mehr Zeit verstrich, desto weniger konnten sie sich auf ihre Aufgabe konzentrieren. Sie mussten etwas essen, oder sie würden das Bewusstsein verlieren. "Begreift ihr denn nicht?", schrie das Fremdwesen. „Wenn diese Masse auf dem Boden und das glühende Wrack aufschlägt, gibt es einen Sturm, der uns hinwegfegen wird.“ Er fand jetzt kein Gehör. Jobonne und ihr Begleiter handelten wie im Rausch. Sie dachten nicht an die unausweichlichen Folgen des Wassersturzes, sondern nur an den Hunger, an ihren Erfolg und an den Ruhm, den der Media-Clan dadurch erlangen würde. Sie waren davon überzeugt, dass Mutter sie in der Hierarchie weiter nach oben stufen würde. Vielleicht würden sie gemeinsam mit Mutter sogar zu historischen Persönlichkeiten werden.

Als der Fremde sich nach vorn beugte und Einfluss auf die Steuerung des Flugschraubers zu nehmen versuchte, schlug ihm Ostrug Magaga durch die Luke in der trennenden Wand die Faust auf den Arm. Der Hieb war hart und konsequent. Damit trieb er das Fremdwesen zurück, das mit einer so heftigen Reaktion nicht gerechnet hatte. "Beim nächsten Mal bringe ich dich um", drohte Ostrug.

Er sah, dass dem Fremden die dunkle Brille nach vorn gerutscht war und sich seine Augen zornig verengten, sich dann jedoch jäh erweiterten. Der Media-Ritter fuhr herum. Nun bot sich auch ihm ein Bild, wie er es nie und nimmer erwartet hatte. Vor den herabstürzenden Wassermassen hatte sich eine unsichtbare Wand gebildet. Es schien eine Wand aus purer Energie zu sein. Sie schirmte das Wasser gegen den Flugschrauber und gegen die hinter ihm liegende Stadt ab. Es spritzte gewaltig auf, schäumte und gischte hinter der transparenten Wand. Riesige Blasen stiegen auf, und Dampfwolken bildeten sich mit explosionsartiger Geschwindigkeit. Das Wasser floss jedoch zu den Seiten und in Richtung auf das weitgehend unbesiedelte Hinterland ab.

„Das ... das gibt es nicht“, stammelte Jobonne. „Bei allen Kobolden der har katischen Tiefen - was bietet man uns denn heute noch? Wie sollen wir das alles begreifen?“ „Ich glaube, ich werde erst in einigen Wochen verarbeitet haben, was heute geschehen ist“, stöhnte Ostrug. Fassungslos beobachtete er, wie sich das Wasser hinter der Energiewand verteilt, das Feuer ebenso lösche wie die Glut der Wrackteile, wie die Energiewand plötzlich verschwand und wie sich das restliche Wasser auf das Vorland ergoss, wo es einige kleinere Brände ersticke, um sich dann in ein ausgetrocknetes Flussbett zu ergießen.

Heftige Luftturbulenzen erfasssen den Flugschrauber, doch waren sie bei weitem nicht so stark, wie sie ohne die abschirmende Prallfeldwand gewesen wären. Die Maschine stabilisierte ihren Flug schon bald wieder. Der Fremde schüttelte den Kopf. Aufatmend ließ er sich nach hinten sinken. „Bedankt euch bei denen im Kugelraumer“, riet er. „Natürlich hätte auch Trah Zebuck so etwas für euch getan, wenn er nur die Mittel dazu gehabt hätte.“ „Wer ist Trah Zebuck?“, fragte Jobonne.

„Er war der Kommandant des abgestürzten Raumschiffs“, antwortete das Wesen, das sich ihnen als Gruzs Thran vorgestellt hatte. Jobonne „Klick“ Jokogi gab sich mit dieser Auskunft zufrieden. Sie lenkte den Flugschrauber über die Ebene, auf der nun kein Feuer mehr brannte. Nebel hatte sich ausgeteilt und behinderte die Sicht. Es gab nicht mehr viel zu filmen. Die Wrackteile glühten nicht mehr, sondern waren überwiegend schwarz. „Das reicht“, meldete sich der Sender. „Wir schalten euch jetzt ab, um andere Mitglieder unseres Clans zu Wort kommen zu lassen.“

Jobonne war enttäuscht. Sie hatte erwartet, ein direktes Wort von Mutter zu hören. Es klickte in den Lautsprechern, und dann war es still. Der Fremde beugte sich vor. „Wir müssen den Kommandanten in Sicherheit bringen“, forderte er. „Die Fremden sind seine Feinde. Lasst euch nicht da durch täuschen, dass sie euch geholfen haben. Sie sind gefährlich. Sie werden euch alles nehmen, was ihr habt.“ Jobonne blickte ihn prüfend an. „Was ist mit dir los?“, fragte sie. „Was sind das für Wunden an deinem Kopf? Wieso atmet du so schwer? Können wir dir helfen?“

„Strahlenschäden“, antwortete der Fremde. „Damit muss ich allein fertig werden. Ich schaffe das schon.“ Jobonne Jokogi landete den Flugschrauber und sicherte ihn, indem sie eine Art Schlüssel vom Steuerpult abzog. „Warte hier!“, befahl sie. Dann nahm sie einen kleinen Kasten aus einem Fach, stieg aus, eilte davon und verschwand hinter einigen Felsen. Ostrug hob einen anderen Kasten aus der Maschine und entfernte sich in der entgegengesetzten Richtung.

„Was ist los mit euch?“, rief Gruzs Thran hinter ihnen her. „Wir müssen was essen“, antwortete der Kechte. „Es muss sein.“ „Und deshalb lauft ihr weg?“, wunderte er sich. „Das könnt ihr doch hier erledigen.“ Als er allein war, meldete sich eine Funkstimme. >„Jobonne, eine wichtige Nachricht für dich“, rief sie. „Der Fremde mit dem schwebenden Sessel hat auf uns geschossen. Er hat eine Feuerwehrkolonne angegriffen und viele von uns verletzt und getötet. Jetzt wissen wir, dass wir es mit gefährlichen Feinden zu tun haben, die wir mit allen Mitteln bekämpfen müssen.“ Gruzs Thran konnte die beiden Kechten nicht mehr sehen. Offenbar verzehrten sie ihr Essen hinter den Felsen. Lautlos stieg er aus dem Flugschrauber, um geschmeidig zwischen Büschen und Felsen unterzutauchen.

\*Die Erkenntnis, dass die riesige Wasserkugel gar nicht für einen Angriff auf ihn vorgesehen war, sondern eine Katastrophe für die nahe Großstadt abwenden sollte, beruhigte Trah Zebuck. Der Feind in dem Kugelraumer hatte schon immer eine merkwürdige Art aufgewiesen; die Terraner nannten es Humanismus. Zugleich schöpfte er neue Hoffnung. Vielleicht hatte man ihn gar nicht geortet und ihm blieb noch eine Chance, seinen Häschern zu entkommen. Offenbar erwies sich nun als Segen, dass die meisten Aggregate seines fliegenden Sessels ausgefallen waren. Es war erheblich schwieriger geworden, ihn aufzuspüren.

Er wandte seine Aufmerksamkeit erneut den Kechten zu, von denen nur noch wenige zu sehen waren. Auf dem Boden des Flussbettes lag eine Reihe von Leichen und Verletzten. Die Druckbehälter waren geplatzt. Wasser lief heraus. Der Konquestor hielt sich nicht lange auf. Innerhalb weniger Sekunden überschaute er die Szene, analysierte das Geschehen und setzte seine Flucht in erhöhtem Tempo fort. Ohne Bedauern stellte er fest, dass er sich geirrt hatte. Er hatte es nicht mit einer Armee zu tun gehabt, die ihn angreifen wollte, sondern mit der Einheit einer Feuerwehr. Die Kechten waren ausgerückt, um zu verhindern, dass die Flammen die Stadt vernichteten. Die Behälter enthielten Löschwasser, nichts weiter. Angesichts der gewaltigen Feuerwalze, die sich auf die Stadt zu bewegt hatte, war das Aufgebot geradezu lächerlich schwach gewesen. Aber es war nicht nötig gewesen, auf die Kechten zu schießen. Mit seiner Attacke hatte er jedoch fraglos dafür gesorgt, dass man ihm künftig mit dem gebotenen Respekt begegnete.

6.

Mit allen Anzeichen der Friedfertigkeit und Vorsicht näherte sich eine Delegation der Kechten dem Landekommando der TRAJAN, an dessen Spitze sich Roi Danton gestellt hatte. Der Unsterbliche hatte nichts anderes erwartet. Nachdem sie das Feuer gelöscht und die Stadt vor der Vernichtung bewahrt hatten, war die Schiffsleitung davon ausgegangen, freundlich empfangen zu werden. Alles andere hätte den Erfahrungen widersprochen, die man bei zahllosen Begegnungen ähnlicher Art zuvor gemacht hatte.

Mittlerweile hatte Danton über die positronische Überwachung erfahren, dass die Kechten buchstäblich jeden Vorgang auf ihrem Planeten mit Hilfe von Kameras überwachten. Die aufgenommenen Bilder wurden ständig an die zentralen Sender übermittelt. Sie konnten von der TRAJAN aufgefangen und ausgewertet werden. So wusste man in der Zentrale der TRAJAN Bescheid darüber, mit welchen Gefühlen die Kechten die Löschaktion aufgenommen hatten und welche Reaktionen der brutale Angriff Trah Zebucks ausgelöst hatte. Man hatte natürlich umfangreiche Sprachinformationen erhalten, so dass die Translatoren des Einsatzkommandos abgestimmt werden konnten. Die Besatzung der TRAJAN hatte sich aktiv in das Sendernetz eingeschaltet, um den Kechten mitzuteilen, dass sie das Verhalten des Konquestors scharf verurteilten und dass dieser ihr Feind war.

Zugleich hatten sie eine Nachricht an Mutter übermittelt, die nach allen vorliegenden Informationen nur über die Stadt Echthurda herrschte und die ranghöchste Persönlichkeit auf dem ganzen Planeten war, und sie auf die Begegnung vorbereitet. Die ins Netz eingespeisten Botschaften waren von Kosmopsychologen ausgearbeitet worden und berücksichtigten die Erfahrungen, die man bei der Begegnung mit zahlreichen nichtterraniischen Völkern gemacht hatte. Die Kechten übermittelten, dass sie mit einer Begegnung einverstanden waren. Sie glaubten an die Friedfertigkeit der Galaktiker.

Die TRAJAN verfügte nun über mehrere Aufnahmen, auf denen Trah Zebuck mit seinem schwebenden Sessel zu sehen war. Die Bilder hatten deutlich gemacht, dass der schwebende Sessel beschädigt war, so dass der Konquestor sich nicht mehr unsichtbar machen und in einen

leistungsstarken Energieschirm hüllen konnte. Roi Danton stand unter einem der riesigen Bäume; er hatte er sich einige Schritte von seinem Landekommando entfernt. Gelassen blickte er der Delegation der Kechten entgegen. Sie bestand aus etwa hundert Personen. Langsam rückten sie heran, wobei sie hin und wieder stehen blieben, als seien sie nicht sicher, ob sie die Begegnung wagen könnten.

Die meisten von ihnen trugen eine Kleidung aus bunten, weichen Stoffen, die Rumpf und einen Teil der Arme und Beine umhüllten. Einige von ihnen hatten sich Kappen über die pyramidenförmigen Köpfe gestülpt oder diese mit Tüchern umwickelt. Schließlich löste sich eine große Kechtin aus der Gruppe, kaum ihm entgegen und blieb wenige Schritte vor ihm stehen. Sie stellte sich als Anführerin der Delegation vor und betonte, sie komme im Auftrag Mutters. Obwohl es angesichts der Ereignisse kaum nötig schien, warnte Roi Danton sie vor Trah Zebuck und unterstrich, dass dieser auf niemanden und nichts Rücksicht nehmen würde.

„Der Konquestor, so sein Titel, will sich von uns in Sicherheit bringen und scheint zu glauben, dass er das in eurer Stadt tun kann“, sagte er. „Er ist euch technisch weit überlegen. Ihr könnt ihn nicht bekämpfen. Wenn ihr aber wollt, helfen wir euch. Wir werden euch beschützen. Wir werden ihn mit uns nehmen und euch von seiner Anwesenheit befreien.“

„Damit sind wir einverstanden“, entgegnete die Kechtin. „Wir werden die Aktion sehr genau beobachten. Kameras werden ständig in eurer Nähe sein.“ „Das ist mir bewusst“, stimmte Roi Danton zu. „Nach unseren Ermittlungen ist dieses Wesen nicht allein. Es muss ein zweites geben.“ „Das ist richtig“, bestätigte die Frau. Sie trug ein Brillengestell aus einem roten Halbedelstein, an dem, mehrere kleine Kameras befestigt waren. Hin und wieder fuhr sie sich sanft mit den Händen über den pyramidenförmigen Kopf. Neugierig drängten sich die anderen Kechten heran. „Das zweite Wesen befand sich in unserer Hand.“

„Befand? Ist es euch entkommen?“ „Es war in einem Flugschrauber, ist aber verschwunden. Wir wissen nicht, wo es jetzt ist.“

Die Dämmerung senkte sich herab. Trah Zebuck erreichte den Stadtrand von Echturda. Nach der ersten Begegnung mit den Kechten, die zahlreiche Feuerwehrleute das Leben gekostet hatte, schien sich der Planet in eine Geisterwelt zu verwandeln. Immer dem ausgetrockneten Flussbett folgend, schwebte er auf seinem Sessel bis in die Stadt hinein. Während der ganzen Zeit suchte er die Ufer ab. In den Büschen und unter den Bäumen entdeckte er keinen einzigen Kechten. Es schien fast, als habe man das Interesse an ihm verloren. Lediglich ein Schwarm kleiner roter Vögel zog über ihn hinweg.

Über der Stadt Echturda schwebte ein Lichtschleier. Er wurde verursacht durch eine seltsame Erscheinung. Lichtstrahlen verbanden die runden Kristallscheiben an den zahllosen Hügeln. Es schien, als seien alle diese augenähnlichen Kristalle so ausgerichtet worden, dass die von ihnen reflektierten Strahlen andere Kristalle treffen mussten. So hatte sich ein dichtes Gewirr von Lichtstrahlen aufgebaut, das irgendwo in der Stadt von Scheinwerfern gespeist wurde und die Dunkelheit nahezu vollkommen vertrieb.

Konzentriert und mit angespannter Aufmerksamkeit drang Trah Zebuck in die Stadt ein. Auch jetzt machte er keine Kechten aus. Es schien, als hätten diese ihre Hauptstadt verlassen. Ein Häusermeer aus halbkugelförmigen Hügeln und sehr wenigen lang gezogenen Röhrenbauten nahm ihn in sich auf. Einige der Gebäude, von denen einige bis zu fünfzig Meter hochragten, waren durch überdachte Gänge miteinander verbunden. Dem Konquestor fiel auf, dass alle von schmalen Wassergräben umgeben waren. Es war still zwischen den Hügeln. Hier und da ästen kleine, dreibeinige Tiere an den Hängen der Bauten. Daneben meinte Trah Zebuck, schemenhafte Gestalten erkennen zu können, die kurz zwischen den Hügeln auftauchten. Bevor er sie genauer fixieren konnte, verschwanden sie im Gewirr der funkelnden Lichter, welche die Sicht auf etwa fünfzig Meter beschränkten.

Überzeugt davon, dass es sich bei den Bauten lediglich um die Obergeschosse von Gebäuden handelte, die tief in den Boden hinabreichten, drang er in einen der Hügel ein. Stille empfing ihn. Ein matt erleuchteter Gang führte ins Zentrum, und er folgte ihm. Wie von ihm erwartet enthielt das Haus nur wenige Gebrauchsgegenstände, wie etwa Monitore und Möbel. Er beachtete sie nur am Rande. Angestrengt suchte er nach Spuren, die in die Tiefe führten. Irgendwo musste es seiner Ansicht nach einen Weg geben, der zu den subplanetaren Anlagen führte. Doch sosehr er suchte, der Konquestor fand keinen Hinweis darauf, dass es unter dem Hügel noch etwas gab.

Als er den Bau verließ, fiel ihm eine Bewegung bei einem gegenüberliegenden Hügel auf. Er schoss sofort mit seinem Energiestrahler. Fauchend durchbrach der energiereiche Finger das Lichtgewirr, und für einen kurzen Moment wurde es zwischen den Hügeln taghell. Von einem Kechten war nichts zu sehen. Trah Zebuck erkannte, dass er sich getäuscht hatte. Sein Augenmerk richtete sich auf eine schmale Brücke, die für Fußgänger vorgesehen war. An ihrer Unterseite machte er Dutzende von funkelnden Punkten aus, die er gleich darauf als Linsen von Kameras identifizierte.

Von nun an suchte er nicht nach Kechten, sondern nach weiteren Kameras. Es dauerte nicht lange, bis ihm aufging, dass er von Hunderten dieser Beobachtungsgeräte umgeben war. Sie befanden sich überall: an den Flanken der Wohnhügel, an Masten, an abgestellten Fahrzeugen und an den Baugeräten einer Baustelle. Trah Zebuck begriff. Die Kechten konnten ihm ausweichen, weil sie seinen Weg durch die Stadt mit Hilfe der Kameras überwachten. Auf zahllosen Monitoren war zu sehen, wo er sich aufhielt und wohin er sich bewegte.

Ständig wurde er beobachtet. Somit erschwerte sich seine Situation beträchtlich. Sein Plan war gewesen, irgendwo in der Stadt unterzutauchen und sich in einem der Gebäude zu verstecken. Er ging davon aus, dass auch die Galaktiker über Geräte verfügten, die im weitesten Sinne als Individualtaster bezeichnet werden konnten. Mit ihrer Hilfe vermochten sie ihn überall in der Wildnis aufzuspüren - nicht jedoch in einer Stadt mit Ztausenden von Einwohnern.

Der Plan war nicht umzusetzen. Mit Sicherheit hatten sich seine Feinde längst in das Kommunikationsnetz Kechtas eingeschaltet, so dass sie auf ihren Monitoren die gleichen Bilder hatten wie Planetenbewohner. Somit wussten sie ständig, wo er war. Es gab nur eine Chance für ihn: Er musste den Zugang zu der Welt finden, die er unter der Oberfläche der Stadt vermutete. Als sich ihm die Chance dazu bot, stürzte er sich auf einen Kechten und verhörte ihn. Dabei ging er hart und rücksichtslos vor, um die Information möglichst schnell zu erhalten. Der Kechte beteuerte, dass es keine Anlagen unter der Stadt gab. Er erklärte, bestimmte Geister, die in den Tiefen lebten, hätten solche Einrichtungen verboten.

Trah Zebuck glaubte ihm nicht. Er tötete den Planetarier und verhörte kurz danach zwei weitere Kechten. Sie wussten bereits, was sie erwartete. Deshalb begegneten sie ihm mit einem Wortschwall, um Entgegenkommen zu signalisieren und das Schlimmste zu verhindern. Erst als sie tot zu seinen Füßen lagen, glaubte er, dass es keine subplanetaren Anlagen gab. In seinem schwebenden Sessel sitzend, verharrte der Konquestor vor einem etwa vierzig Meter hohen Hügel, dessen runde Fenster ihn wie die Augen eines Riesen anzuglotzen schienen. Er nutzte die letzten noch intakten Funktionen seiner Spezialgeräte. Nachdem er die Resultate durchgegangen war, die ihre Suche ergeben hatte, wusste er, dass es auf dem gesamten Planeten keinerlei hyperenergetische Emissionen gab, ausgenommen jene, die von dem Kugelraumer aus gingen. Daraus folgte, dass eine interstellare Raumfahrt nicht existierte, also ebenso wenig Hyperfunk.

Damit hatte er rechnen müssen. Gerade aus diesen Gründen war Kechta für das Reich Tradom nicht vorhanden. Längst war ihm bekannt, dass die Galaktiker ein Landekommando ausgeschleust hatte, das sich der Stadt und damit ihm näherte. Die Jäger schwärmen aus, um ihn einzufangen. Die Zeit drängte. Er nahm Verbindung mit Gruzs Thran auf. „Ich brauche Informationen. Wo ist die Schwachstelle dieser Stadt?“ „Es gibt nur eine“, antwortete Gruzs Thran. „Am Rande der Stadt steht ein Kernkraftwerk.“

Jobonne Jokogi flog in einer Höhe von etwa zweihundert Metern. Vergeblich hatten sie und ihr Begleiter den Fremden gesucht, der aus ihrer Maschine geflüchtet war. Er war eingetaucht in das unübersichtliche Dickicht der Bäume, Büsche, Moose und Lianen zwischen den Felsen am Flussufer, wo sie ihn nicht mehr finden konnten. Schließlich hatten sie die Suche aufgegeben und waren nach Echturda geflogen. Nun blickten sie auf die Stadt hinunter, die in einem dichten Netz von Lichtstrahlen lag. Die Kristalle an den Hügeln leuchteten, als würden sie von innen heraus mit Licht gespeist.

Schon nach kurzer Zeit hatten sie das fremde Wesen in seinem schwebenden Sessel entdeckt. Von da an hatten sie es nicht mehr aus den Augen gelassen. Von mehreren Seiten rückten die zweibeinigen Wesen aus dem Kugelraumer heran. Noch waren sie weit von ihm entfernt, doch es würde nicht mehr lange dauern, bis der Fremde sie erreichte. Er reagierte erkennbar auf ihre Bewegungen, indem er versuchte, ihnen auszuweichen. Dabei glitt er in nordöstliche Richtung.

„Was hat das Monster vor? Wohin kommt es, wenn es so weitergeht?“, fragte sie. „Das ist eindeutig“, antwortete Os trug von draußen. „Zum Kraftwerk.“ Klick blieb auf der einmal gewählten Höhe und folgte dem fremden Wesen. Aufatmend beobachtete sie, dass sich die Bewohner der Stadt vor dem haarigen Zweibeiner zurückzogen. Die Kameras begleiteten ihn ständig, so dass er sich ihnen zu keiner Zeit entziehen konnte. Das

Wesen beschleunigte seinen Flug, während das Kommando aus dem Kugelraumer näher rückte. Aus seinem Vorgehen schloss Klick, dass es ihm den Weg zum Kraftwerk versperren wollte. Doch es war nicht schnell genug.

Mit seinem schwebenden Sessel erreichte das feindliche Wesen die Ansammlung von hohen Gebäuden, die am Rande eines flachen Gebirgszuges errichtet worden waren. Es waren die einzigen Bauten weit und breit, die kastenförmig waren. Zahlreiche Stromkabel, die von hier zur Stadt hinüberführten, machten deutlich, welche Aufgabe das Werk zu erfüllen hatte. "Näher dürfen wir nicht an das Werk heranfliegen", sagte Jobonne. „Mutter hat eine Sicherheitszone eingerichtet, in die wir nicht mit dem Flugschrauber eindringen dürfen.“

„Wir haben nur zwei Möglichkeiten: Entweder wir landen, oder wir ziehen uns zurück.“ Ostrug war nervös. Längst war ihm diese Jagd nicht mehr geheuer. Allzu brutal war das fremde Wesen vorgegangen, und er verspürte keine Lust, das nächste Opfer zu werden. Doch nicht er entschied, sondern Jobonne. Der Flugschrauber senkte sich auf das Vorfeld des Kernkraftwerkes hinab. Gerade in diesem Moment stürmte eine Gruppe todesmutiger Kechten aus dem Schatten eines Gebäudes hervor und griff das haarige Wesen an,

Ostrug schrie unwillkürlich auf, während Jobonne ihre Kameras auf den Fremden namens Trah Zebuck richtete. Er verließ seinen Sessel. Dabei zog er eine stählerne Waffe und ließ sie aufblitzend durch die Luft wirbeln. Die Kechten feuerten auf ihn, doch sie schien nicht zu treffen. Unfassbar schnell und beweglich stürzte sich das unheimliche Wesen auf die Gruppe. Die Waffe in seiner Hand schien ein eigenständiges Leben zu entfalten. Während die Kechten auf den Angreifer schossen, stieß er immer zu. Um ihn herum blitzte es, als sei er von einer unsichtbaren Aura umgeben, die alle Kugeln verbrannte. Innerhalb von poch nicht einmal zwei Minuten war der einseitige Kampf vorbei. Alle Kechten lagen tot auf dem Boden, und das Wesen setzte sich in seinen Sessel. Jobonne war entsetzt. Dennoch richtete sie die Kameras unverwandt auf den Fremden, der sich ihr nun zuwandte und mit erhobener Waffe drohte. Ostrug stöhnte vor Angst. Er schrie seiner Begleiterin zu, sie möge wieder starten, um sie in Sicherheit zu bringen. Doch Klick stand unter einem Schock. Mit bebenden Lippen flehte sie die Geister um Hilfe an.

Nachdem Gruzs Thran aus dem Flugschrauber geflüchtet war, kämpfte er sich unter großen Mühen durch die unwirtliche Landschaft. Immer mehr verlor er die Kontrolle über sich. Das Bewusstsein, unabdingbar für Trah Zebuck da zu sein und ihm auf jeden Fall und unter allen Umständen nützlich zu sein, verlor sich. Es wurde verdrängt, wich einem instinktgesteuerten Überlebenswillen, der nicht nach Zweck und Nutzen fragte. Nach Einbruch der Dunkelheit erreichte er einen Komplex aus mehreren kastenförmigen Gebäuden, die er mühelos als Kraftwerk identifizierte. Ziellost tappte der Valenter durch den Eingang. Er schob einen Kechten zur Seite, der ihn aufhalten wollte. Dann aber blieb er stehen, stützte sich an der Wand ab und atmete keuchend. Vor seinen Augen schien die Luft zu flimmern, so dass er seine Umgebung nicht mehr deutlich genug erkennen konnte. „Was ist los mit dir?“, hallte die Stimme des Konquestors aus den Lautsprechern an seinem weißen Kugelhelm. „Warum meldest du dich nicht?“ Gruzs Thran musste seinen Herrn warten lassen. Ihm fehlte die Kraft, sogleich etwas zu erwideren. Er atmete einige Male tief durch, bis er genügend Sauerstoff in sich hineingepumpt hatte und sich seine Blicke wieder klärten. Von allen Seiten tauchten Kechten auf. Sie stellten sich ihm in den Weg. „Ihr lebt mit der Bedrohung durch energiereiche Strahlen“, sagte er leise. „Für den Notfall habt ihr sicherlich Medikamente. Vielleicht helfen sie mir. Wir könnten es wenigstens versuchen.“

„Dranbleiben!“, ertönte eine Stimme aus den Lautsprechern. Sie war dunkel und kraftvoll, und sie wussten sofort, dass sich Mutter selbst eingeschaltet hatte. „Du bist wieder auf Sendung, Klick! Es wird nicht lange dauern.“ Jobonne glaubte, sich verhört zu haben. Es stand ihr aber nicht zu, der ranghöchsten Persönlichkeit von Echturda eine Frage zu stellen. Doch auch so erfasste sie, dass Mutter einen schweren Konflikt ausfocht. Auf der einen Seite war es eine nicht mehr zu leugnende Tatsache, dass fremde Mächte gelandet waren und allein schon durch ihre Anwesenheit Einfluss auf das Leben aller nehmen würden. Auf der anderen Seite klammerte sie sich an die Traditionen und versuchte, jede Veränderung zu verhindern, weil sie abzusehen waren. Überall saß man in atemloser Spannung vor den Fernsehschirmen und fragte sich, was jenes Monster plante, das hemmungslos Kechten niedermetzte. „Ihr werdet nichts anderes tun als filmen!“, rief Mutter mit befehlsgewohnter Stimme und nicht mehr zu überbietender Autorität. „Kommentare wollen wir nicht hören. Wir beschränken uns auf die Bilder.“

Aufatmend beobachteten Jobonne und ihr Begleiter, dass der Fremde sich von ihnen abwandte und mit seinem schwebenden Sessel in den Eingang des Kraftwerks enteilte. Einige Kechten kamen ihm entgegen. Abwehrend hoben sie die Hände, um ihm den Eintritt zu verwehren. Der Fremde zögerte keinen Atemzug. Er feuerte mit einem Energiestrahl auf die Sicherheitskräfte des Werks und tötete sie. Schockiert ließ Jobonne den Flugschrauber auf der Stelle verharren. „Er... er hat noch nicht einmal versucht, mit ihnen zu reden“, stammelte sie. „Er hat einfach geschossen. Das Leben anderer ist ihm vollkommen gleichgültig. Wann hört dieses Morden endlich auf?“ Im Eingang drehte das Wesen sich mit seinem Sessel um und spähte zu ihnen herüber. Seine Augen waren groß und dunkel. Ein unheimliches Feuer schien in ihnen zu brennen. „Bleibt dran!“, forderte die Stimme Mutters. „Ich erwarte Gehorsam. Ich will keine Kommentare hören. Haltet nur mit den Kameras drauf!“

Ostrug presste die Lippen zusammen und bohrte sich die Spitzen seiner Finger in die Wangen. Er blickte Jobonne flehend an. Wenn sie redete, waren sie beide in Gefahr, vom Bannstrahl Mutters getroffen zu werden. Mutter besaß eine unglaubliche Macht. Alle Mitglieder ihres Clans waren zutiefst in ihrem Inneren davon überzeugt, dass ein einziges Wort genügte, ihren Tod herbeizuführen. Wenn sich der Bann gegen Jobonne richtete, war auch er als ihr Gefährte am Ende seines Weges angekommen.

Bange Sekunden verstrichen, bis das fremde Wesen endlich aus dem Sessel glitt und mit gezückter Waffe in der Hand in das Kernkraftwerk stürmte. Der Sessel folgte ihm lautlos schwebend. Einige Lichter blinkten an den Armlehnen. Beinahe höhnisch leuchtete ein Wappen an der Rückenlehne, als wollte es den bei den Kechten signalisieren, wie machtlos sie waren. Jobonne und ihr Begleiter verließen den Flugschrauber. „Jetzt geht's erst richtig los!“, rief sie, nachdem sie dafür gesorgt hatte, dass ihre Mikrofone geschlossen waren. Sie gab ihrem Begleiter einen Stoß. „Runter mit dir. Wir werden alles übertragen, was da drinnen geschieht.“ „Und wenn diese Bestie das Kraftwerk in die Luft jagt?“

„Sieh dich mal um!“, entgegnete sie. „Unsere Freunde aus dem Kugelraumer rücken von allen Seiten heran. Wenn wir uns nicht beeilen, kommen sie uns zuvor und lassen uns nicht rein ins Werk. Sie haben bessere Waffen. Sie werden erledigen, wozu wir nicht in der Lage sind.“ Sie rannten in eine Halle hinein und stürmten in respektvollem Abstand hinter Trah Zebuck eine Treppe hoch, um ihm bis in die Schaltzentrale zu folgen. Sie waren vorsichtig, hielten aber ständig Sichtkontakt, um die begehrten Bilder liefern zu können. Das Bewusstsein, dass ihre Reportage mit Sicherheit beinahe jeden Kechten auf dem Planeten in den Bann schlug, trieb sie an und ließ sie ihre Furcht vergessen.

Trah Zebuck war stehen geblieben. Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand der andere Fremde, der aus ihrem Flugschrauber geflüchtet war. Er sah aus, als könnte er sich kaum noch auf den Beinen halten. In der Eingangshalle der Werke nicht sehr weit hinter ihnen - wurden die Stimmen jener Fremden laut, die das Feuer gelöscht hatten und als Verbündete der Kechten eingestuft werden mussten. Jobonne wies ihren Begleiter an, einige Aufnahmen von ihnen zu machen und zu zeigen, wie sie herankamen. Sie selbst trat an die offene Tür zur Schaltzentrale heran. Sie sah, wie das fremde Wesen einen Degen zog. Jobonne frohlockte innerlich, als sie beobachtete, wie das von der Decke kommende Licht die Klinge aufblitzten ließ. Der filmische Effekt war kaum noch zu überbieten.

7.

Im SERUN und mit voller Bewaffnung traf Roi Danton vor dem Portal des Kernkraftwerkes ein. Nahezu das gesamte Einsatzkommando der Spezialkräfte war bis zum Werk vorgedrungen und schloss es hermetisch gegen seine Umgebung ab. Ein dichter Kordon von Kampfrobotern und USO-Spezialisten umgab das Gelände. Major Sassaron, zuständig für Außenoperationen, teilte dem Aktivatorträger mit, dass ein zwanzig Meter hoher Energiezaun errichtet worden war, der zudem einige Meter weit in den Boden hinabreichte. Sondierungen hatten ergeben, dass es keine unterirdischen Fluchtwiege gab. Kampfgleiter schirmten das Werk nach oben hin ab, so dass niemand aus der Falle entkommen konnte.

„Wir haben ihn!“, gab sich Sassaron sicher. Roi Danton betrachtete das Kraftwerk, das sich aus mehreren kastenförmigen Bauten zusammensetzte. Aus dem äußeren Bild schloss er auf einen niedrigen Entwicklungsstand. Um einen Irrtum auszuschließen, nahm er Verbindung mit den Fachkräften der TRAJAN auf. Sie bestätigten ihm, dass die Kernkrafttechnik auf diesem Planeten auf einer niedrigen Entwicklungsstufe stand. „Schaltet es von außen ab!“, befahl er. „Das ist leider nicht möglich“, antwortete Jeake Griessan, eine junge, attraktive Wissenschaftlerin.

„Wie bitte?“ Roi Danton meinte, sich verhört zu haben. „Ich erinnere mich daran, gelernt zu haben, dass vor fast dreitausend Jahren die Arkoniden Crest und Thora auf die Erde gekommen sind und mit Hilfe von Anti-Neutronenfeld-Projektoren eine Kernspaltung unmöglich gemacht haben. Sie

verfügten über eine schon damals uralte arkonidische Technik, die hyperenergetisch freie Neutronen band. Nicht mehr und nicht weniger verlange ich jetzt. Und du sagst mir, dass wir das nicht können?" "So ist es", bestätigte sie. „Die TRAJAN ist bei ihrem Bau mit einer Superausstattung versehen worden, dabei hat man an eine derartige Technik nicht gedacht.“

„Das darf nicht wahr sein!“, stöhnte Danton. Verständnislos schüttelte er den Kopf. „Man scheint davon ausgegangen zu sein, dass es Konflikte nur mit Superzivilisationen gibt, aber nicht mit Völkern, die auf dem Entwicklungsstand der Kechten stehen.“ Begleitet von zehn USO-Spezialisten, drang er in das Kernkraftwerk ein. Kaum hatten sie das Portal durchquert, als sie auf die ersten Toten stießen. Es waren Kechten, die Trah Zebuck mit einem seiner Degen oder einem Energiestrahler umgebracht hatte. Lebende Kechten waren nicht zu sehen. Sassaron machte auf zahlreiche Kameras aufmerksam, die in der Eingangshalle angebracht waren.

Gruzs Thran richtete sich am Schaltpult auf. Seine Hoffnung, Medikamente von den Kechten erhalten zu können, hatte sich als trügerisch erwiesen. Keiner hatte ihm eine Antwort gegeben. „Ich brauche Hilfe“, sagte er zu dem Konquestor. Trah Zebuck antwortete nicht ein Mal. „Trotz deiner Verdienste und obwohl du dich ein Leben lang für Tradom eingesetzt hast, wird die Inquisition dich nach Sivkadam bringen“, sagte der Valenter mühsam. Die Brille mit den dunklen Augengläsern rutschte ihm von der Nase. Er hatte nicht mehr die Kraft, sie zu halten oder gar aufzuheben. Geblendet schloss er die Augen. „Sei still!“, befahl der Konquestor. „Du kannst mir nichts mehr befehlen“, erwiderte der Valenter müde. „Jetzt nicht mehr. Die Inquisition bestraf dich, weil dich das Kriegsglück verlassen hat. Du hast dein Bestes gegeben. Wenn die Galaktiker dich nicht erwischen, wird man dich nach Sivkadam schicken. Dieses Mal wirst du auf der Seite der Verlierer sein. Auf Sivkadam wartet die Hölle auf dich.“

Trah Zebuck fuhr zu ihm herum. Der Degen zuckte dem Valenter entgegen, und seine Spitze drückte sich ihm über dem Herzen gegen die Brust. „Was erlaubst du dir? Was fäll dir ein, so mit mir zu reden?“ „Man kann dir nicht anders kommen.“ Angesichts des nahen Todes hatte der Di' Valenter den Respekt vor seinem Herrn weitgehend verloren.

Überraschend parierte Gruzs Thran mit einer Quartbindung, bei der er ein stabförmiges Instrument, das er plötzlich in der Hand hielt, gegen das lange Ende des Degens drückte. Damit erwies er sich als der Stärkere. Er nutzte die physikalische Hebelwirkung, bei der in seiner Handnähe weitaus größere Kräfte wirksam waren als nahe der Spitze des Degens. Der Konquestor wich zurück. Ungläubig staunend blickte er Gruzs Thran an. Er wollte nicht glauben, was geschah. Es konnte nicht sein, dass der Valenter sich in dieser Weise gegen ihn aufgelehnt hatte. „Wenn du mir hilfst, helfe ich dir“, bot der Valenter an. „Ich weiß, wie du der Inquisition entkommen kannst. Schließlich habe ich seit Jahrzehnten Informationen gesammelt und ausgewertet. Ich kenne die Schwachstelle.“

Ostrug Magaga zeigte zur gläsernen Decke der Schaltzentrale hinauf. „Klick, wir müssen weg“, zischte er. „Die Fremden rücken an. Sie sind schwer bewaffnet. Sie lassen uns garantiert nicht hier.“ Die junge Kechtin blickte sich kurz um. Sie hörte die Schritte der nahenden Kämpfer, und sie entschloss sich, dem Rat ihres Partners zu folgen. Während sie zusammen mit ihm die Treppe zu einer gläsernen Empore hinaufstiegen, meldete sich der Sender. „Was ist los?“, fragte eine ihm schon bekannte Stimme. „Wie kommt ihr dazu, den Einsatzort zu verlassen? Bleibt gefälligst dran! Oder wollt ihr, dass Mutter noch einmal mit euch redet? Das würde euch nicht bekommen.“ „Wenn wir zwischen die Fronten geraten und erschossen werden, können wir überhaupt keine Bilder liefern“, entgegnete Klick. „Also sei im Namen aller esgrathischen Geister still und warte ein paar Sekunden, bis wir wieder sehen können, was in der Zentrale geschieht.“

„Einverstanden. Aber ich will wissen, was da eben passiert ist. Ich habe es nicht begriffen.“ „Dann kann ja nur noch alles besser werden“, schnaufte Jobonne, die das Ende der Treppe erreicht hatte. Die Anstrengung des Aufstiegs hatte sie kurzatmig werden lassen. Sie war so schnell gewesen, dass Ostrug Magaga ihr kaum zu folgen vermochte. Aufgereggt beugte sie sich nach vorn, um die Reportage über das unerhörte Geschehen von der Galerie herab fortzusetzen. Als sie ein kurzes Bohren in ihrem Magen verspürte, griff sie in die Tasche, holte eine Frucht heraus und zermalmte sie zwischen ihren Beißschenien. Sie war so aufgereggt, dass ihr die Nähe ihres Lebensgefährten nicht bewusst wurde.

„Beruhige dich, Klick!“, ermahnte die Stimme aus der Regie. „Die Bilder wackeln. Halte den Kopf still oder übergib Ostrug die Kamera.“ „Das ist verdammt leicht gesagt“, flüsterte Jobonne. „Jetzt kommen die Fremden aus dem Kugelraumer herein. Eine Entscheidung wird fallen. Aber wir liefern nur die Bilder. Keine Kommentare!“

Trah Zebuck stieß Gruzs Thran brutal zur Seite. Die Finger des Konquestors flogen über die Schaltungen der Zentrale, die er offensichtlich instinktiv verstand. Gruzs Thran konnte nur ahnen, was geschah. Er sah, dass ein Kechte todesmutig versuchte, den Konquestor zurückzuhalten, jedoch gegen seine Kraft nichts ausrichten konnte. Als eine Alarmsirene aufheulte, schlug Trah Zebuck die Faust auf einen Knopf auf den Schaltungen und brachte sie so zum Verstummen. Der Kechte flüchtete mit zwei riesigen Sätzen aus der Zentrale.

Gruzs Thrans Gesicht verzerrte sich, als der erwartete Kommandotrupp der Galaktiker die Schaltzentrale betrat. Es geschah exakt in dem Moment, in dem der Konquestor seine Aktivitäten beendet hatte. Er rief dem Valenter einen Befehl zu, den Gruzs Thran nicht verstand. Der Valenter richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Kommando der Milchstraßenbewohner. Es wurde von einem Mann angeführt, der ihm merkwürdig bekannt vorkam, dessen Gesicht er hinter der leicht spiegelnden Scheibe seines Schutanzuges jedoch nicht deutlich genug erkennen konnte.

Erst als der Helm nach hinten kippte, um im Schutanzug zu verschwinden, sah er, mit wem er es zu tun hatte. Seine Schmerzen waren schlagartig verschwunden, und neue Energien durchströmten ihn. Unwillkürlich richtete er sich auf. „Du?“, rief er. „Du bist der Kommandant des Kugelraumers? Du bist Roi Danton?“ Der Galaktiker blickte ihn an. Er hatte klare Augen, die eine ungewöhnliche Kraft ausstrahlten.

„Wer bist du?“, fragte der Galaktiker. Gruzs Thran lachte lautlos. Seine Schultern bebten. „Ich bin bestens informiert“, antwortete er. „Seit Jahren habe ich nicht nur Informationen über Tradom gesammelt, sondern auch über eure Galaxis. Und da ist dein Name natürlich immer wieder aufgetaucht. Ich weiß, dass du in früheren Zeiten immer gerne mit einem Degen gekämpft hast.“

„Kümmere dich nicht um diesen Narren!“, rief Trah Zebuck. „Er ist ein Nichts.“ Roi Danton ließ den Konquestor keine Sekunde lang aus den Augen. Das Affenwesen hatte die Hand an einem Hebel am Schaltpult. Niemand brauchte dem Terraner zu erklären, was das zu bedeuten hatte. Tatsächlich hatte Roi mit einer ähnlichen Situation gerechnet. Das war der Grund dafür gewesen, dass er die TRAJAN aufgefordert hatte, das Kernkraftwerk zu neutralisieren. Trah Zebuck hatte alle notwendigen Vorbereitungen getroffen, um eine Katastrophe auslösen zu können. Er stand unmittelbar neben seinem Sessel und war ebenso wie dieser von einem leichten Flimmern umgeben. Der Konquestor schützte sich mit einem Energiefeld. Die leichten Verzerrungen zeigten Roi Danton an, dass dieses Feld weder besonders leistungsfähig noch recht stabil war. Es reichte jedoch aus, um den Konquestor bei einem Angriff für die wenigen Sekunden überleben zu lassen, die er benötigte, um den Hebel zu bewegen und damit eine Kernschmelze in Gang zu setzen. „Du wirst mich anhören“, sagte der Konquestor mit hart klingender Stimme auf Interkosmo. Er kannte keine Unsicherheit oder Nervosität. Seine Gestalt richtete sich auf. Roi Danton war auf der Hut. Er schätzte Trah Zebuck als unberechenbar ein. Bereits ein kleines Missverständnis konnte die Katastrophe auslösen. Das galt es auf jeden Fall zu vermeiden. Roi gab seinen Begleitern das Zeichen, die Waffen zu senken. „Rede!“, forderte er.

8.

Trah Zebuck betrachtete seine Situation so nüchtern, als ginge es nicht um ihn und sein Schicksal, sondern um irgendeine Sache. Er war sich absolut sicher, dass der Galaktiker nachgeben und auf gar keinen Fall das Leben von Millionen von Kechten riskieren würde. Der Kommandant der TRAJAN verfügte über die nötige Technik, um sich bei einer sich anbahnenden Katastrophe schnell genug in den Kugelraumer zurückzuziehen und mit diesem in den Weltraum zu fliehen. Handelte er aber so, gab er die Kechten in der Umgebung des Kernkraftwerkes dem Untergang preis. Er wusste, wie er die Galaktiker kosmopsychologisch einzuschätzen hatte. Sie sind weich und sentimental, dachte er. Sie haben Probleme damit, das Leben der Kechten aufs Spiel zu setzen. „Wenn wir keine Lösung für mein Problem finden, bin ich so gut wie tot“, sagte er, wobei er sich Roi Danton zu wandte, die Hand jedoch nicht von der Schaltung ließ. „Das ist mir bewusst. Aber ich gebe nicht auf. Ich bin in der Lage, das Kraftwerk in einen nicht mehr zu kontrollierenden Zustand zu versetzen und damit eine Katastrophe auszulösen. Ein leichter Druck meiner Hand genügt, und ein Prozess läuft an, den ihr nicht mehr aufhalten könnt. Wenn das Kraftwerk explodiert, bleibt von der Stadt der Kechten nichts mehr übrig. Hunderttausende werden sterben.“

Willst du das?"

„Was schlägst du vor?“, fragte Roi Danton. „Ich will einen Kampf, ein Duell“, entgegnete Trah Zebuck entschlossen. Mit der freien Hand griff er nach einem Degen. „Du kannst den Gegner bestimmen, gegen den ich kämpfen soll. Gehst du nicht darauf ein, sind die Kechten verloren.“ „Was verlangst du, falls du gewinnst?“ „Ich will ein Beiboot für die interstel lare Raumfahrt, und ich will euren sofortigen Abzug aus diesem Raumsektor!“ Der Konquestor hatte überhaupt nicht die Absicht, zu starten und den Planeten zu verlassen, wenn man seine Forderung erfüllte. Zunächst wollte er sich auf Kechta verstecken. Er glaubte, dass ihm genügend Zeit dafür verbleiben würde, der Inquisition zu entgehen. „Und wenn du verlierst?“ „Dann bin ich tot“, antwortete Trah Zebuck gleichmütig.

„Wir können die Stellung nicht mehr länger halten“, teilte Jobonne der Sendezentrale mit. „Wir müssen abbrechen und uns zurückziehen.“ „Bist du wahnsinnig?“, schrie die weibliche Stimme aus der Regie. „Wir vermarkten deinen Bericht auf dem ganzen Planeten. Es gibt keinen einzigen Sender auf den zwölf Kontinenten, der deine Bilder nicht bringt. Und du willst Schluss machen? Willst du Mutter um ihre Einnahmen bringen?“

„Das Duell beginnt gleich“, sagte Jobonne kühl. „Schade, dass die Öffentlichkeit davon ausgeschlossen wird. Wir schalten jetzt ab.“ „Nein!“, schrie die weibliche Stimme vom Sender. „Wir erfüllen deine Forderungen. Die Geister Stakernacks mögen dich holen. Mutter Echturda wird kein Verständnis für dich haben. Was willst du?“ „Einen Teil des Honorars. Nur einen kleinen Teil. Das ist alles.“ „Das musst du mit Mutter besprechen.“ „Ich rede jetzt aber mit dir!“ Der Sender gab nach. Die Verantwortlichen erklärten sich einverstanden. Jobonne blickte Ostrug an, der neben ihr stand. Seine senkrecht oval stehenden Augen waren geweitet. Immer wieder fuhr er sich mit den Fingern durch die weißen Barthaare an seinen Wangen. Er konnte nicht nachvollziehen, was sie getan hatte.

„Du bist von Sinnen“, klagte er. „Was ist plötzlich in dich gefahren? Das wird dir Mutter niemals durchgehen lassen.“ „Sie wird. Ich bin ganz sicher. Irgendwann einmal muss das System durchbrochen werden! Woj hat einen Anfang gemacht. Wir werden den Faden aufgreifen, den sie uns zugeworfen hat. Es kann nicht angehen, dass wir die ganze Arbeit leisten und den Lohn dann mit Hunderten von Neidern teilen müssen, nachdem wir den größten Teil an Mutter gezahlt haben.“ „So ist es immer gewesen. Das sind nun mal unsere Traditionen.“ Die Stimme ihres Gefährten klang furchtsam.

„Irgendwann einmal muss es zu Ende sein. Wir kommen nie aus unserer Armut heraus, wenn wir den Lohn unseres Erfolgs nicht wenigstens zu einem kleinen Teil behalten können.“ Ostrug Magaga senkte verzweifelt den Kopf. „Mutter wird uns verfluchen!“

„Wir verschwinden von hier, bevor der Fluch wirkt“, beschloss Jobonne. „Wir schließen uns einem anderen Clan an. Verstehst du denn nicht? Unsere Reportage wurde über den ganzen Planeten verbreitet. Wir sind berühmt. Man wird uns nehmen.“ „So etwas ist noch nie geschehen.“ „Irgendwann einmal ist alles zu Ende, und das Neue beginnt. Wir machen einen Anfang.“ Um keinen Preis der Welt hätte sie sich davon abhalten lassen, das weitere Geschehen mit der Kamera festzuhalten. Sie hatte geblufft und gewonnen. Sie hatte dem Mosaik des Bildes, mit dem sie in die Geschichte Kechtas eingehen würde, ein weiteres Steinchen hinzugefügt.

Vielleicht als diejenige, der es nach Jahrtausenden gelungen war, den starren Panzer der Traditionen aufzubrechen, unter denen sie alle zu erstickten drohten.

Sie wandte sich an den Sender: „Du bekommst deine Bilder. Hier wird gleich ein Kampf stattfinden, wie ihn das Volk der Kechten noch niemals zuvor erlebt hat. Und wir sind dabei! Zum Ruhme von Mutters Media-Clan, dem Clan Echturda.“

Mit widerwilliger Bewunderung akzeptierte Roi Danton, dass Trah Zebuck auf völlig amoralische Weise und mit letzter Konsequenz um Leben und Freiheit kämpfte. Ihm blieb keine andere Wahl, als auf die Forderung des Konquestors einzugehen. Die Frage war lediglich, wer gegen das Affenwesen kämpfen sollte. Die USO-Spezialisten der TRAJAN waren alle in hervorragender Weise ausgebildet. Sie waren vermutlich die besten Einzelkämpfer der Milchstraße. Aber auch das riesige Affenwesen war ein Meister seines Fachs; er kannte sich mit dem Degen aus.

Allerdings hatte er es auf Kechta in keinem einzigen Fall mit einem Gegner zu tun gehabt, der ebenfalls einen Degen in der Hand gehabt hatte. Roi fragte sich, ob unter den USO-Spezialisten einer war, der dem Konquestor im Degenkampf gewachsen war. Er bezweifelte es. Keiner verfügte aller Voraussicht nach über genügend Erfahrung in dieser Disziplin. Wahrscheinlich hatte keiner jemals ein Duell ausgefochten, bei dem es nur einen Ausgang des Kampfes gab - einer der bei den Kontrahenten musste mit Sicherheit sein Leben lassen.

Er war der Einzige, der das Gefühl kannte, bei so einem Kampf anzutreten, und er wusste, wie wichtig dabei die Körpersprache war. Degenfechter von der Qualität eines Trah Zebuck beobachteten ihren Gegner genau. Sie wussten jede noch so kleine Geste zu deuten. Verriet die Körperhaltung Unsicherheit oder gar Angst, hatte er bereits gewonnen. Es galt, den Gedanken an den möglichen Tod vollkommen auszuschalten. Nachteilig für Roi war allerdings, dass sein letzter Kampf schon Jahre zurücklag. Ein guter Fechter vergaß niemals im Leben, was er gelernt hatte. Die Reflexe waren noch da.

Seine Reaktionen waren nach wie vor überdurchschnittlich. Technik und Psychologie eines solchen Duells waren ihm gegenwärtig. „Also gut“, sagte er. „Kämpfen wir um dein Leben. Ich akzeptiere deine Bedingungen. Auf keinen Fall werde ich zulassen, dass du das Kraftwerk in eine Katastrophe führst.“ Trah Zebuck zog den Degen aus der Scheide, die er noch auf dem Rücken trug. Er warf ihn Roi Danton zu, und der Terraner fing ihn geschickt auf.

Der Konquestor wirkte wie ein riesiger Affe mit schwarz glänzendem Fell. Roi blickte ihm in die dunklen, von einem geheimnisvollen Feuer erfüllten Augen. Trah Zebuck trug einen hauteng sitzenden, aus äußerst grobem Stoff gewebten, pechschwarzen Overall. Der Stoff wirkte beinahe wie ein feines Netz. Jetzt war jede Muskelbewegung darunter deutlich zu erkennen. Trah Zebuck wirkte beinahe übermächtig. Er bewegte sich geschmeidig und geschickt. Er schien mit seinem Degen zu verwachsen.

Erschrocken beobachtete Gruzs Thran, wie der Galaktiker den Degen auffing. Nur zu gut erinnerte er sich an den Giftstachel, den die Waffe bei dem Kampf an Bord der abstürzenden TRAH BAR ausgetragen und damit ein vorzeitiges Ende des Duells herbeigeführt hatte. „Nein!“, rief er, bevor er sich der Ungeheuerlichkeit seines Verhaltens bewusst wurde. Der Valenter streckte die Hand aus, um Roi Danton auf sich aufmerksam zu machen und ihn zu warnen. „Du ...“ Trah Zebuck war plötzlich bei ihm und trat ihm wuchtig mit dem Fuß in die Seite. Gruzs Thran war so geschwächt, dass er keinen Widerstand leisten konnte. Der Valenter flog mehrere Meter weit zur Seite, stürzte zu Boden, prallte mit dem Kopf gegen eine Schaltkonsole und verlor das Bewusstsein.

Voller Abscheu beobachtete Gruzs Thran, wie der Konquestor sich verhielt. Zuerst wollte er eingreifen und den gestürzten Valenter gegen weitere Angriffe abschirmen. Doch er blieb stehen, weil der Konquestor möglicherweise genau das wollte, um ihn überrumpeln zu können. Danton ließ sich in die Knie sinken, wobei er Trah Zebuck nicht aus den Augen ließ, legte den Degen ab und richtete sich langsam wieder auf. Dann öffnete er seinen SE RUN und streifte ihn ab. Mit einem kräftigen Ruck löste er den rechten Ärmel seines Hemdes von der Schulter und schob ihn über die Hand hinweg. Er riss einen Streifen Stoff davon ab, bückte sich, nahm den Degen wieder auf undwickelte den Stoff fest um den Griff.

„Was soll das?“, fragte der Konquestor, der sichtlich irritiert war. „Der Griff ist zu dünn für mich“, erwiderte Roi, obwohl der Degen so gut in seiner Hand lag, als sei er speziell für ihn angefertigt worden. Er war angespannt bis in die letzten Nervenfaser. Und plötzlich wusste er, dass er das Verhalten des Di' Valenters richtig interpretiert hatte. Der Verletzte hatte ihn warnen wollen. Etwas stimmte nicht mit dem Griff des Degens. Trah Zebuck wäre nicht der Erste gewesen, der versucht hätte, einen Kampf mit schmutzigen Tricks zu entscheiden. Als er kurz zu Sassaron hinüberblickte, reagierte dieser in der gewünschten Weise. Er warf ihm ein Kampfmesser mit handlanger Klinge und schwerem Griff zu. Danach legte er seine Hand an den Kolben seines Kombistrahlers. Roi streckte den rechten Arm nach vorn aus, um ein Gefühl für den Degen zu bekommen. In der nach hinten zeigenden, linken Hand hielt er das Messer, das ihm durch sein Gewicht half, die Balance zu verbessern. Dabei ließ er Trah Zebuck nicht aus den Augen. „Einen Moment noch“, bat er. Dantons Gedanken überschlugen sich förmlich. In aller Eile versuchte er, sich alles ins Gedächtnis zurückzurufen, was für einen derartigen Kampf wichtig war. Die Grundregeln des Fechtens waren ihm vor Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangen. Es war nicht nötig, sie in Gedanken durchzugehen, um keine zu vergessen. Es kam jedoch auf die kleinen Tricks an, die einen Kampf entscheiden konnten. Zudem

musste er auf die Gemeinden vorbereitet sein, mit denen der Konquestor ihm begegnen würde. Dies war kein Kampf, in dem es sportlich fair zugehen würde. Es war eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod. Machte er einen Fehler, würde ihm Trah Zebuck kaum die Gelegenheit geben, diesen noch einmal zu korrigieren.

Vielmehr würde er ihn augenblicklich ausnützen. Danton lockerte seine Muskeln mit ein paar kleinen Übungen. Dabei gab er sich alle Mühe, so selbstbewusst wie nur eben möglich zu erscheinen. Er war sicher, dass er den Kampf gewinnen konnte, und genau dieses Gefühl wollte er Trah Zebuck vermitteln. Trah Zebuck hatte in den letzten Monaten und Jahren genügend Möglichkeiten gehabt, den Fechtkampf zu trainieren. Bei seinem Vormarsch in die Stadt und zum Kraftwerk hatte er demonstriert, wie gut er mit dem Degen umgehen konnte.

Der Konquestor hatte einige Vorteile auf seiner Seite. Er übertrug den Terraner deutlich. Roi schätzte, das er über 2,10 Meter groß war. Er verfügte über eine größere Reichweite und hatte das deutlich höhere Körpergewicht. Dieser größeren Wucht seines Gegners hatte er lediglich mehr Eleganz und eine bessere Beweglichkeit entgegenzusetzen. Roi ließ sich in die Knie sinken, richtete sich auf, schüttelte die Arme aus und hüpfte tänzelnd von einem Fuß auf den anderen, um Trah Zebuck zu provozieren. Seine Rechnung ging auf.

„Es reicht!“, schrie der Konquestor. Dann griff er an. Schon bei seiner ersten Attacke demonstrierte er, dass er die sofortige Entscheidung suchte und sich nicht auf einen langen Kampf einlassen wollte. Sein Angriff war ungestüm und erdrückend kraftvoll. Er warf die ganze Wucht seines Körpers in die Waagschale. Der Terraner hatte sich vorgenommen, die Initiative zu ergreifen und seinerseits anzugreifen. Wer im Kampf mit solchen Waffen zuerst attackierte und wer seinen Angriff durchsetzen konnte, hatte die Vorteile auf seiner Seite. Wer sich in die Defensive drängen ließ, war bereits bei der ersten Berührung benachteiligt.

Klirrend schlugen die Waffen gegeneinander. Roi Danton wich mit geschickten Seitwärtschritten aus und parierte ihn mit der Klinge des Messers. Schon in dieser ersten Phase des Kampfes zeigte sich, dass Trah Zebuck alle Möglichkeiten nutzte, die ihm die Waffe in seiner Hand bot. Er setzte sie ebenso zum Stich ein wie auch zum Hieb. Sein Stil war mit nichts zu vergleichen, was die Schulen Terras jemals gepflegt hatten. Doch das war auch nicht zu erwarten gewesen. Dennoch gab es Grundwahrheiten bei diesem Duell, die auch für das Affenwesen galten.

Vergeblich versuchte Roi Danton, die wilde Attacke seines Gegners zu stoppen, um aus der Defensive herauszukommen und seinerseits zum Angriff zur Riposte - überzugehen. Trah Zebuck trieb ihn vor sich her durch die Schaltzentrale. Er schlug mit unbändiger Wucht zu, so dass der Terraner bei jeder Parade die Kraft des Affenwesens spürte. Ein ausgeglichener Kampf war wie ein Streitgespräch, bei dem sich einer äußerte und der andere antwortete, bei dem es einen ständigen Wechsel von Angriff, Abwehr und Antwortangriff gab. Doch dazu kam Roi Danton nicht. Trah Zebuck dachte nicht daran, eine Riposte zuzulassen. Diese musste nach einer erfolgreichen Abwehr sofort einsetzen und vorgetragen werden. Der Konquestor aber rückte vor und griff pausenlos an. Widerwillig musste der Terraner anerkennen, dass sein Gegner nicht nur äußerst kraftvoll war, sondern auch über eine hervorragende Technik verfügte. Nur mit Mühe erwehrte er sich der Angriffe, wobei ihm keine andere Wahl blieb, als zurückzuweichen.

Trah Zebuck hieb kraftvoll und blitzschnell zu, er fintierte, wich geschickt mit Seitwärtschritten aus, um bereits dem Versuch eines Gegenangriffs zu begegnen, und trieb Roi danach wiederum vor sich her. Immer wieder prallten die Klingen klirrend gegeneinander. Nur mit höchster Konzentration und ungewöhnlich schnellen Reaktionen gelang es dem Aktivatorträger, seine Paraden aufzubauen. Obwohl er dabei unter höchstem Druck stand und kaum Zeit zum Atemholen blieb, analysierte er die Taktik des Konquestors, der versuchte, eine Lücke bei ihm schaffen, durch die er vorstoßen und den tödlichen Stich setzen konnte.

Roi spürte mit aufkommendem Schrecken, dass es seinem Gegner gelang, ihn so hart zu bedrängen, dass sich diese Lücke früher oder später öffnen musste. Er zwang ihn, seine Defensive auf den Unterleibs Bereich zu konzentrieren, so dass sich die Lücke über dem Herzen öffnen musste. Als Roi keinen anderen Ausweg mehr wusste, brachte er sich mit einem Sprung in Sicherheit, um wenigstens für einen kurzen Moment Luft holen zu können und einen eigenen Angriff vorzubereiten. Trah Zebuck verzog die Lippen und spuckte aus. Seine Haltung machte deutlich, dass er sich seines Sieges sicher war. Roi hatte so gut wie keinen Gegenangriff vortragen können.

Wieder griff der Konquestor an. Er war blitzschnell. Für Roi sah es nach einem Bindungsangriff aus. Zu spät merkte er, dass er auf eine Finte hereingeflogen war. Trah Zebuck durchbrach seine Defensive, und die Klinge fuhr dem Terraner in die Hüfte. Blut schoss aus der Wunde. Roi achtete kaum darauf. Er ließ seinen Gegner nicht aus den Augen. Die Klinge hatte seine Haut durchbohrt, ihn jedoch nicht ernsthaft verletzt. Für einen winzigen Augenblick war der Terraner abgelenkt, und der Konquestor nutzte seinen Vorteil eiskalt. Roi gelang es gerade noch, sich zur Seite zu drehen. Dann strich ihm die Klinge, die sonst sein Herz getroffen hätte, quer über die Brust. Das Hemd färbte sich rot von Blut.

Trah Zebuck lachte. Er wich nun zurück und bewegte den Degen höhnisch grinsend vor Danton hin und her. Er hatte demonstriert, dass er in der Lage war, die Defensive zu durchbrechen und Treffer zu setzen. Sein Mund lachte, doch die dunklen Augen blieben ohne Ausdruck, als seien sie nicht mehr als die Linsen eines Roboters. Roi ließ sich nicht ablenken. Endlich gelang es ihm, seinerseits einen Angriff vorzutragen, wobei er seine ganze Geschicklichkeit und Erfahrung einsetzte. Er konnte den Konquestor in die Defensive zwingen. Zweimal kam er durch, und beide Male verletzte er den Gegner am rechten Oberarm, ohne ihm allerdings tiefe und schwächende Wunden beibringen zu können.

Mit einer blitzschnellen Attacke antwortete Trah Zebuck. Roi fintierte. Er wich zurück, schnellte sich dann überraschend vor und schien sich bei seinem Angriff auf die rechte Schulter seines Kontrahenten zu konzentrieren. Jetzt war es der Konquestor, dem es nicht in ausreichendem Maße gelang, zur Riposte zu kommen. Eine Lücke öffnete sich, und Roi Danton stieß vor. Er durchbrach die Verteidigung Trah Zebucks, und die Klinge fuhr diesem tief in den Oberkörper. Roi Danton zog sich sofort zurück. Wie erstarrt stand der Konquestor vor ihm. Es dauerte lange, bis er langsam seine linke Hand hob, um sie auf die blutende Brust zu legen. Es schien, als sei er in schwerster Weise verwundet, aber er fiel nicht.

„Es ist vorbei“, sagte Roi Danton leise. Er senkte den Degen, ließ seinen Gegner aber nicht aus den Augen. Er sah, dass diesem das Blut aus der Brust quoll.

Trah Zebuck brüllte wie ein Tier. Wild und ungestüm stürzte er sich auf den Terraner. In einem Anflug von Verzweiflung versuchte er noch einmal, ihn zu töten. Roi stellte sich dem Kampf nicht. Er wich zurück.

Der Konquestor hielt sich nicht auf den Beinen. Schon nach dem dritten Schritt brach er zusammen und fiel auf die Knie. Er drehte sich halb um sich selbst, und dann rief er dem schwelenden Stuhl mit röchelnder Stimme einen Befehl zu. Roi Danton sah, wie der Hebel auf dem Schalttisch kippte. Eine Alarmsirene heulte auf, und eine Flut von Lichtern zeigte an, dass der schwelende Stuhl für Trah Zebuck jene verhängnisvolle Schaltung vorgenommen hatte, die der Terraner unter allen Umständen hatte vermeiden wollen. Der sterbende Konquestor war seiner Linie treu geblieben. Er hatte sein Wort gebrochen. Selbst im Tode wollte er noch Sieger bleiben. So lief das Kernkraftwerk einer Katastrophe entgegen. Die Stadt Echturda war dem Untergang geweiht.

Jobonne wusste kaum, was sie alles im Bild festhalten sollte. Den Kampf mit dem Degen mit seinen Finten, Ausfällen und Riposten, den sterbenden Fremden, der so viele Kechten getötet hatte, oder die anderen Fremden, die das Kraftwerk besetzt hielten, den geheimnisvollen schwelenden Stuhl, der die Schaltungen ausgelöst hatte, oder den siegreichen Fechter, der vergeblich versuchte, an die Schaltelemente heranzukommen, jedoch von dem Stuhl daran gehindert wurde?

Ostrug gab nur noch gestammelte Laute von sich. Er verlor die Nerven und war für die Reportage nicht zu gebrauchen. „Wir müssen hier weg“, sagte er ein ums andere Mal. „Das Kraftwerk wird explodieren.“ „Sei endlich still!“, forderte sie, wo bei sie sich von dem haarigen großen Fremden abwandte. Der Mörder war offensichtlich tot. Damit war er uninteressant geworden. Sie konzentrierte sich nun auf den schwelenden Stuhl und die Schalttafeln, auf denen ein chaotisches Durcheinander von Lichtern herrschte.

„Sei doch vernünftig!“, flehte Ostrug. „Was hast du denn von dem ganzen Ruhm und dem Geld, wenn du tot bist? Gar nichts.“ „Halt die Klappe oder verschwinde!“, gab sie wütend zurück. „Ich bleibe jedenfalls hier. Wenn das Kraftwerk explodiert, kommen wir ohnehin nicht davon. So weit kannst du gar nicht laufen, dass du in so einem Fall außer Gefahr bist.“

Roi Danton versuchte, an dem schwelenden Stuhl vorbeizukommen. Doch vergeblich. Der Energieschirm war schwach, mit dem der Stuhl sich umgab, aber er war stark genug, ihn abzuwehren. Sassaron eilte mit angeschlagener Waffe heran. „Wir müssen das Ding abschießen!“, rief er. „Auf

keinen Fall", widersprach Danton. „Ich will den Sessel unbeschädigt haben. Er könnte uns wichtige Informationen über Tradom liefern. Außerdem werden wir nicht riskieren, dass der Stuhl explodiert und die Schaltungen derart beschädigt, dass wir sie überhaupt nicht mehr betätigen können. Jemand muss den Stuhl abschalten.“

„Wie denn?“, fragte der Major. Hilflos standen die USO-Spezialisten der letzten Niedertracht Trah Zebucks gegenüber. Einige versuchten, den schwebenden Stuhl abzudrängen und von der Schalttafel zu entfernen. Es gelang ihnen nicht. Der Stuhl rückte keinen Millimeter zur Seite. Zugleich überdeckte er die Schaltelemente mit einem Energiefeld, so dass sie nicht betätigt werden konnten. Die atomare Katastrophe rückte für die Hauptstadt des Landes näher. Gruzs Thran stand auf. Schritt für Schritt arbeitete er sich am Schaltpult entlang, streckte Roi Danton bittend die Arme entgegen. „Ich übernehme das“, versprach der Valenter mit brüchiger Stimme. „Immer mit der Ruhe“, forderte Sas saron. „Wir finden eine Lösung.“ Roi Danton stützte den Di' Valenter und begleitete ihn zum Sessel. Hier sank Gruzs Thran auf die Knie hinab. Das Blut rann ihm aus offenen Wunden über die Stirn und die Augen. Aber er gab nicht auf.

Der Valenter war nach dem Tode Trah Zebucks der Einzige, der wusste, wie der Sessel zu schalten war. Auf allen vieren kroch er auf die Rückseite des Sessels, griff dort unter den Sessel und legte einen kleinen Hebel um. Im gleichen Moment verschwand das Energiefeld, und der Sessel sank zu Boden. Die Lichter auf seinen Armlehnen erloschen. Zu Tode ermattet ließ sich Gruzs Thran auf den Rücken sinken. Seine letzten Kräfte waren verbraucht. Mit einem eigenartigen Lächeln auf den Lippen starb er. Roi handelte schnell und geschickt. Er trat an das Schaltpult heran. Seine Finger flogen förmlich über die Schaltungen. Eines der Lichter nach dem anderen erlosch. Die Alarmsirene verstummte auch. Schließlich blinkte lediglich ein Licht. Es signalisierte, dass die Krise noch nicht überstanden und das Kraftwerk nicht außer Gefahr war. Nach bangen Sekunden aber war auch das vorbei.

Die TRAJAN kehrte noch am selben Tag zum Sternenfenster zurück. Trah Zebucks Kommandosessel befand sich an Bord. Major Gernot Blume, Leiter der Abteilung Positroniken und Syntroniken, hatte sich bereits damit befasst. Er präsentierte eine erste Auswertung des Miniaturrechners, den der Konquestor in seinem Sessel als eine Art Notizbuch benutzt hatte. Die Galaktiker hatten mit ansehen müssen, wie in der Schlacht von Jontagu die elf Kilometer hohe Basis des Trah Zebuck geflohen und spurlos verschwunden war. Der Sessel enthielt nicht nur die neuen Positionsdaten der Basis, sondern auch diverse Zugangskodes.

Danton war sich sicher, dass sich an diesem neuen Standort ein wichtiges Machtzentrum der Inquisition der Vernunft finden würde. Er übergab den Sessel mit allen seinen Kodes an die LEIF ERIKSSON.

Am 23. April 1312 NGZ machte sich das USO-Flaggschiff durch das Sternenfenster Roanna auf den Weg in die heimatliche Milchstraße.

Voller Stolz betrat Jobonne Jokogi den prunkvoll eingerichteten Raum, der den Mittelpunkt des höchsten Hügels von Echturda bildete. Durch ein Spalier von ebenso aufwändig wie elegant gekleideten Würdenträgern schritt sie auf Mutter zu, die sie in lässiger Haltung auf einem mit Brillanten überzogenen Würfel sitzend erwartete. Drei Schritte von ihr entfernt blieb sie stehen und ließ sich auf die Knie sinken, um sie in der gebotenen Weise zu grüßen.

Mutter war ungewöhnlich groß. Sie hatte einen wuchtigen Pyramidenkopf, und ihre Wangen waren mit einem weißen, kräftig wuchernden Bart bedeckt. In ihren ovalen Augen leuchtete ein Feuer, das seine Flammen bis in das Innerste Jobonnes zu werfen schien. „Die Fremden haben unsere Welt verlassen, nachdem wir sie dazu aufgefordert haben“, sagte Mutter. „Sie werden nicht zu uns zurückkehren. Das Schiff des haarigen Mörders besteht nur noch aus Trümmern. Sie liegen in einem Gebiet, das ich zur Verbotenen Zone erklärt habe. In einigen Jahren werden alle Reste endgültig unter einer dichten Vegetationsdecke verschwunden sein.“

Jobonne hörte mit wachsendem Erstaunen zu. Sie hatte erwartet, hohe Auszeichnungen zu erhalten. Sie wähnte sich auf dem Weg nach oben. „Werden nicht aus allen Teilen unseres Planeten Besucher zu uns nach Echturda kommen, um das Wunder zu sehen?“, fragte sie. Mutter schloss als Zeichen ihrer Missbilligung für einige Sekunden die Augen. Sie schätzte es nicht, unterbrochen zu werden. „Warum sollten sie kommen?“, entgegnete sie. „Außerhalb Echturdas weiß niemand von den Fremden.“

„Aber meine Aufnahmen wurden doch auf alle sieben Kontinente übertragen“, entfuhr es Jobonne. Sie wollte kaum glauben, was sie hörte. „Das ist ein Irrtum“, korrigierte Mutter. „Deine Aufnahmen wurden vom Archiv aufgezeichnet. Würde man sie senden, würden sie zweifellos Veränderungen auslösen. Die Bilder viele Fragen aufwerfen, vielleicht auch Kritik auslösen. Wir haben die Traditionen zu wahren. Was in Echturda geschehen ist, bleibt unser Geheimnis. Wir werden dafür sorgen, dass kein einziger Bewohner der Stadt anderen davon berichtet.“

„Das ist unmöglich“, stammelte Jobonne. Die Media-Ritterin wiederholte diese Worte immer wieder, während sie wie betäubt hinaus ins Freie ging. Sie spürte die Fesseln der Geister, die sich langsam um ihre Beine schlossen und ihre Schritte in zunehmendem Maße behinderten. Verzweifelt wehrte sie sich dagegen. Sie hämmerte sich ein, dass Mutters Kräfte nur auf sie wirkten, weil sie selbst an die Macht der Geister glaubte. Es war ihr eigenes Unterbewusstsein, das sie umzubringen drohte.

Wenn es ihr gelang, die in ihr wohnenden Kräfte zu beschränken, konnte ihr der Bann nichts anhaben, den Mutter wegen ihres Ungehorsams gegen sie ausgesprochen hatte. Sie legte ihre Hände an den Hals, der ihr plötzlich eng geworden war, und sie konnte nichts dagegen tun, dass sie sich immer fester um ihn schlossen, bis sie nicht mehr atmen konnte. Sie meinte, die Stimmen der Geister zu hören, und es half ihr gar nichts, dass sie sich einzureden versuchte, es gäbe keine Geister. Gegen die seit Jahrtausenden geltenden Traditionen konnte sie nichts tun.

Mutter ließ keine Veränderungen zu. Auch bei Jobonne nicht.

ENDE

Nach den Ereignissen in der Galaxis Tradom, nach zahlreichen Kämpfen und einem entscheidenden Duell wechselt die Handlung im nächsten Roman - es geht zur SOL und der Besatzung des Hantelraumschiffes. Wieder einmal brechen Atlan und seine Begleiter zu einer neuen großen Reise auf... Geschrieben wurde der PERRY RHODAN-Roman der nächsten Woche von Susan Schwartz. Er erscheint unter folgendem Titel:

KINDER DER STERNE